Die Nachtigall.

Zweiter Band.

I.

Nichts giebt dem Schwachen so viel Kraft und Zuversicht, als die Nothwendigkeit, einen noch Schwächeren stützen zu müssen. Das zeigte sich auch an Netta auf der ganzen Reise und namentlich bei der Ankunft in der Residenz. Sie war ja daran gewöhnt worden von Kindheit an, immer wieder mit fremden Menschen zu verkehren; aber die große Stadt, die Selbständigkeit, mit der sie zu handeln genöthigt war, waren ihr doch neu. Philippinchen dagegen hatte ganz den Kopf verloren. Seit fast fünfzig Jahren hatte sie das Dorf nicht verlassen, ihr Gesichtskreis war immer enger geworden. So lange sie noch auf Georg's Wagen mit dem wohlbekannten Knechte saßen, konnte sie die Lage noch übersehen. In das Eisenbahn=Coupé half ihr der Knecht auch noch mit ihren Sachen, und er hatte sogar die Ordre von seinem Herrn, Alles zu bezahlen; aber nun wuchsen ihr die Beschwerden der Reise, die

Furcht vor ungekannten Gefahren so über den Kopf, sie war so überzeugt, ihre Schätze, die sie nun nicht mehr vor Augen hatte, nie wieder zu sehen, daß Netta sie nur mit Mühe beruhigte. Auf jeder Station wiederholte sich die Noth. So oft Gepäck oder Güter ausgeladen wurden, glaubte sie ihre eigenen Sachen darunter zu sehen und jammerte, daß sie verloren seien. „Es sei ja unmöglich, das wieder heraus zu finden," meinte sie. Wenn sie keinen anderen Rath mehr wußte, fing sie an zu weinen. Und nun gar bei der Ankunft! Ihre Sachen fand sie zwar zur größten Verwunderung alle wieder, aber nun fürchtete sie, sich selbst zu verlieren in dem Gewühl von Menschen. Sie klammerte sich krampfhaft an Netta und hinderte diese dadurch in den nothwendigsten Anordnungen. Zuletzt fanden sie doch freundlichen Rath in ihrer Hülfslosigkeit, und als sie mit einem von Georg's Briefen bei einem Commissionär, nicht ohne Mühe, angekommen waren, schienen sie geborgen. Einstweilen wurden sie in einem sehr bescheidenen Gasthause untergebracht; aber schon am anderen Tage hatte der Commissionär, dem Georg sehr bestimmten und praktischen Auftrag gegeben hatte, eine kleine Wohnung, drei Treppen

hoch, gefunden, und als sich Philippinchen in derselben einkramte und dabei gleich mit der Wirthin Freundschaft schloß, faßte sie wieder Muth, erklärte aber doch, nicht zehn Schritte weit allein aus der Hausthür gehen zu wollen, denn sie sei sicher, sich nicht wieder zurück zu finden.

Netta suchte den Theater-Agenten auf, dessen Contract sie in Händen hatte. Die Unterredung mit dem viel beschäftigten Manne in dem goldstrotzenden, von geputzten Schauspielerinnen und eleganten Schauspielern überfüllten Büreau war wenig ermunternd. Zuerst schenkte man dem unscheinbaren Mädchen in dem fast ärmlichen Trauerkleide gar keine Aufmerksamkeit, dann wurde es von Einem zum Anderen gewiesen und endlich mit dem Bescheid entlassen, es würde Nachricht erhalten, wann es sich beim Chor-Dirigenten der Oper zu melden hätte.

Es vergingen wieder einige Tage banger Erwartung, denn Philippinchen war fest überzeugt, daß aus der ganzen Sache Nichts werden würde, und kam aus den Thränen nicht heraus. Sie hatte so viel von den Gefahren der großen Stadt gehört, daß sie sich daraus eine ganz märchenhafte Vorstellung

zurecht gemacht hatte. Jetzt dachte sie auch erst über ihre eigene Stellung nach. So wie die Dinge standen, war sie für die arme Netta mehr ein Hemmniß als eine Stütze, und das konnte nicht so bleiben. Sie sah die Verpflichtung ein, dem Mädchen ein mütterlicher Schutz zu werden, und diese Ansicht wuchs, je sicherer sie sich nach und nach zu fühlen anfing. Der Muth der Einen stärkte sich immer an der Muthlosigkeit der Anderen, und Netta war durch die Aufnahme beim Theater-Agenten und das Warten seitdem so unsicher geworden, daß sie fast jede Hoffnung aufgab. Dazu fing die kleine Baarschaft an zu schwinden. Freilich hatten sie noch immer Barner's Creditbrief an den Banquier und den Erlös der Versteigerung zu erwarten; aber Netta fing an, sich die bittersten Vorwürfe zu machen, daß sie dieses einzige kleine Eigenthum ihrer Freundin für so unsichere Aussicht auf's Spiel gesetzt hätte. Sie entschloß sich, um der Unsicherheit ein Ende zu machen, noch einmal zu dem Theater-Agenten zu gehen, und diesmal zu so früher Stunde, daß sie ihn allein fand. Er empfing sie in seidenem Schlafrock und ließ sich gerade rasiren. Netta mußte an der Thür warten.

Dann nahm er einen Haufen Briefe, die er erbrach und las und dabei halb abgewandt fragte, was denn zu Wunsch sei. Netta holte noch einmal den Brief und Contract, den ihr der dicke Komiker geschickt hatte, hervor, und nun rieb sich der Mann die Stirn und schien sich zu erinnern. „Richtig, richtig,“ sagte er, „eine Empfehlung von Freund Gründler. Alter Kameradschaft Opfer bringen ist einmal meine Schwäche, und die scheint mir hier wieder einen Streich gespielt zu haben. Ich war mit ihm engagirt, nämlich in besseren Zeiten, das heißt für ihn, nicht für mich. Das sind dreißig Jahre her. Er spielte damals an einem guten Stadttheater Naturburschen, und ich hatte die ersten Baritonpartieen. Hernach ging er immer weiter hinunter, ist aber ein guter Kerl, und ich habe ihn auch immer noch, tant bien que mal, angebracht, sogar jetzt wieder. Der hat mir von Dir erzählt, und ich habe es ihm zu Gefallen gethan. Zeig' einmal den Contract.“

Er warf einen Blick in den Contract, sah Netta an und schüttelte den Kopf. „Natürlich,“ fing er an, „man will Dich sehen und hören, ehe der Contract perfect wird. Das Sehen. . . .“

Er hielt ein. Er wollte es doch nicht aussprechen; aber Netta fiel ihm ergänzend in's Wort und sagte lächelnd: „Sagen Sie es nur, weiß ich es doch schon! Ich bin häßlich, sehr häßlich, das sagt man mir seit meiner Kindheit.“

„Nun, eine Schönheit bist Du nicht!“ rief lachend der Mann, überrascht von dem heiteren Tone, in dem das Mädchen dieses Bekenntniß aussprach. „Aber Du hast doch Lust zum Theater?“

„Nein,“ sagte Netta, „aber es bleibt mir Nichts weiter übrig. Ich weiß wohl, daß die Kunst etwas Hohes, Edles, Beglückendes ist; indessen bis zur Kunst werde ich es nie bringen. Meine Stimme ist aber rein und kräftig, ich singe sicher vom Blatt, und im Chor kann ich mich nützlich machen.“

Dem Manne imponirte diese Offenheit, diese bescheidene Zuversicht, die in diesen Räumen so ungewohnt war. Er hatte noch kein rechtes Vertrauen, aber er wollte doch einen Versuch machen. „Nun, so komm' einmal an's Clavier!“ rief er, hell lachend.

Netta war ganz unbefangen. Sie nahm die Noten, die man ihr vorlegte, und sah sie an. „Ich habe nur gute Musik gesungen,“ sagte sie; „geben Sie

mir eine Chorstimme oder Arie von Händel, allenfalls von Gluck."

Der Theater-Agent lachte wieder laut auf. „Ja, sage einmal, rief er, „woher kommst Du eigentlich? Freund Gründler ist mit Dir bei der erbärmlichsten kleinen Schmiere engagirt gewesen, und da werdet ihr doch nicht Gluck gesungen haben, womit auch anderswo Nichts mehr zu machen ist! Nun, so singe einfach eine Tonleiter!"

Netta legte die Noten fort und sang.

Der Mann sprang auf. Er war nahe daran, sein Erstaunen zu zeigen, aber er war zu sehr Geschäftsmann, um sich nicht sofort eines Besseren zu besinnen. „Genug!" sagte er, ging an den Schreibtisch und schrieb eilig einen Brief, den er siegelte und adressirte. Darauf suchte er ein gedrucktes Formular, dessen leere Stellen er ausfüllte. „Hier," sagte er möglichst gleichgültig, mit dem Briefe geh' gleich zum Chor-Dirigenten, er ist mein Freund und wird Dich mir zu Gefallen annehmen. Dann mit noch gleichgültigerem Tone, als ob es sich um Nichts handle, setzte er hinzu: „Und dann unterschreibe dieses Papier, und Dein Contract ist perfect."

Netta verstand Nichts von dem Geschäft, dachte nur an die nächste Noth und unterschrieb. Sie ahnte nicht, daß sie sich für alle Zeit, für die sie dem Theater angehören würde, dem Manne verkauft hatte. Jetzt war die arme Nachtigall gefangen, aber sie wußte es nicht und ging leichteren Herzens fort.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, warf der Mann noch einen Blick auf die Unterschrift und ging dann triumphirend, dicke Rauchwolken aus seiner Cigarre vor sich herblasend, im Zimmer auf und ab. „Das kann ein großes Geschäft werden," sagte er vor sich hin; „sie ist zwar häßlich, aber die Stimme ist prachtvoll, und spielen wird sie schon lernen — ist sie doch Theaterkind und auf den Brettern aufgewachsen!"

Netta's Weg führte sie durch den Park, der die Residenz umgab. Vor den Villen war schon der Frühlingsschmuck der Blumen ausgebreitet und hier und da Fenster und Läden geöffnet. Die Bewohner bereiteten ihren Einzug in das Sommerquartier vor. Netta's Blick streifte überrascht und neugierig alle diese nie gekannte Pracht. Eine Sorge war gerade von ihr genommen, und ohne Hoffnung, aber auch

ohne Scheu vor der Zukunft fühlte sie sich beruhigt und schenkte dem Wege jetzt erst die Aufmerksamkeit, zu der die Hast und Unruhe beim Hingehen ihr nicht die Stimmung gegeben hatte. Eine der Villen trat am meisten an den Weg heran, der vorbeiführte. Sie war nicht groß und bei Weitem nicht die geschmückteste, ja, der kleine Garten vor derselben war fast vernachlässigt. Die Fenster standen auf und ließen uneingerichtete, unbewohnte Räume sehen. Die Glasthüren des Balkons, von dem eine Treppe zum Gärtchen hinabführte, standen auf, und man konnte sehen, daß rings an den Wänden Malergerüste aufgestellt waren. Netta hatte vorher im Vorbeigehen dieser Villa kaum eine Beachtung geschenkt; jetzt stand sie plötzlich still, trat bis an das Gitter, welches den Weg vom Garten trennte, heran und versuchte durch das noch nicht voll belaubte Gesträuch hindurch zu blicken. Auf der kleinen Terrasse der Treppe war ein Mann beschäftigt in verschiedenen Töpfen Farben zu mischen, und im flüchtigen Vorbeistreifen hatte sie einen Bekannten zu erkennen gemeint. Sie war ihrer Sache nicht sicher und wollte sich überzeugen; aber der junge Mann kam und ging, wandte zufällig

das Gesicht nicht nach ihrer Seite und war obenein von Strauchwerk und Epheuranken dem Blicke verdeckt. Lange stand das Mädchen und konnte nicht zur Sicherheit kommen, da wandte sich der junge Mann, hielt den Pinsel hoch gegen das Licht und ließ den vollen Sonnenschein durch die tropfende Farbe fallen. Jetzt konnte ihm Netta gerade in's Gesicht sehen, und freudig rief sie aus: „Walther! Bist Du es wirklich, Walther?"

Der junge Mann sah sich erst erstaunt um, woher die Stimme käme, konnte er doch durch das Gitter nur Netta's schwarzes Kleid schimmern sehen. Er stellte also seinen Farbentopf nieder, kam die Stufen herunter zur Gitterthür und bog den Kopf über dieselbe.

„Also Du bist es, Netta? War mir's doch gleich, als erkenne ich Deine Stimme!" rief er und reichte dem Mädchen freundlich die Hand über das Gitter.

Die Beiden hatten sich von Kindheit an gekannt, dem um fünf Jahre älteren Knaben war das Mädchen in schneller entwickelter Selbständigkeit nachgekommen, so daß sie sich fast für gleichalterig ansahen. Halbe

Kinder noch, hatten sie Mühe und Entbehrungen des Wanderlebens zusammen durchgemacht, alle Abende neben einander auf den Brettern gestanden, hatten sich gezankt und versöhnt, im äußersten Falle immer vertreten, aber jeden Ausdruck der Freundschaft für unnöthig gehalten. Es fiel ihnen nicht ein, sich zu sagen, ob sie etwas von einander hielten, wie das Geschwister nicht thun, die neben einander aufwachsen. Jeder nahm an, daß er dem Anderen gleichgültig wäre. Das Wiederfinden in der Einsamkeit und Verlassenheit, die Beide in der großen, fremden Stadt empfanden, machte das Begegnen herzlicher, als das frühere Zusammensein bedingt hätte. Es schien ihnen, als seien sie seit Jahren getrennt gewesen, und allerdings hatte für jeden das Schicksal mächtig in die Verhältnisse eingegriffen und ihrem Leben eine andere Wendung gegeben, besonders aber sie äußerlich und noch mehr innerlich verändert. Walther war ein hübscher junger Mann geworden. Schnell und schlank aufgeschossen, hatte das knabenhafte Ungeschick der Gestalt und Bewegungen sich lange erhalten und die bleichen Züge etwas Krankhaftes gehabt. Jetzt war die Gestalt voller und fester, die Brust breit, und das

Gesicht, mit den ersten Spuren des Bartes, fing an, männlich zu werden. Das reiche, lockige Haar rahmte die Züge anmuthig ein. Netta dagegen erschien als erwachsenes Mädchen noch weniger hübsch als früher, das Gesicht bleich und ausdruckslos, die starken Lippen und die aufgeworfene Nase waren geradezu unschön. Früher hatten die Beiden niemals darüber nachgedacht, wie sie aussähen; im Wiederbegegnen fiel es Beiden auf.

„Wie gut Du ausschaust, Walther!“ sagte Netta.

„Arme Netta,“ erwiderte dieser, „Du mußt Kummer gehabt haben, seit wir uns nicht begegneten! Man sieht es Dir an.“

Es war nicht Zeit noch Ort, sich ihre Schicksale zu erzählen, aber Walther versprach, noch heute Abend, wenn er bei der Arbeit nicht mehr sehen könne, die Genossin seiner Kindheit aufzusuchen; sie schüttelten sich freundschaftlich die Hände, und Netta setzte ihren Weg nur mit eiligeren Schritten fort. Walther sah ihr lange nach.

Das Mädchen hatte ein Gefühl von Glück nach diesem unerwarteten Begegnen, die Empfindung, eine Stütze gefunden zu haben in ihrer Verlassenheit, daß es mit frischerem Muthe hinschritt. Furcht und Be-

fangenheit hatte es sich ja ohnehin abgewöhnt. Sie ging in's Theatergebäude, fragte sich durch bis zum Chorprobezimmer, fand den Chor-Director und gab den Brief ab. Der Mann sah sie verwundert an. „Sind Sie es, liebes Kind, von dem mir mein Freund schreibt?"

Netta bejahte. Dann ging's an's Clavier. Nach einzelnen Versuchen und Zwischenfragen sagte der Chor-Director freundlich: „Gut, Sie treten in den Chor ein, aber ich werde gleich einige kleine Opernpartieen mit Ihnen studiren. Fleißig müssen Sie mir aber sein, damit Sie so bald als möglich ein kleines Repertoir bekommen."

Netta versprach, es an keiner Mühe fehlen zu lassen, und konnte nun Philippinchen die Nachricht bringen, daß es wirklich mit dem monatlichen Gehalt von dreißig Thalern seine Richtigkeit hätte. Die Alte ließ sich wieder und wieder erzählen, wie denn dies schon aufgegebene Glück ihnen auf einmal wieder gekommen sei, aber sie verstand es so wenig, daß sie nur, wie im Rausch, immer wieder Plane machte, was sie mit dem vielen Gelde anfangen solle, und schon die Absicht hatte, ihre neue Freundin, die Wirthin der

Wohnung, deßhalb zu Rathe zu ziehen, wovon Netta sie nur mit Mühe zurückhielt. Sie erzählte von ihrem Begegnen mit Walther, kündete seinen Besuch an und setzte Philippinchen dadurch wieder in neue Pein. Es schien ihr bedenklich, daß ein paar ledige Mädchen den Besuch eines jungen Mannes empfangen sollten, und fürchtete die Kritik der Wirthin, die ihr erzählt hatte, Damen, die Herrenbesuche annehmen, hätte sie niemals in ihrer Wohnung geduldet.

Netta lachte. „Ich bin keine Dame," sagte sie, „und der arme Walther ist kein Herr. Wir sind Kameraden aus früherer Zeit, neben einander aufgewachsen, und fast wie Geschwister. Es ist j ein Glück für uns, daß ich Walther fand, der mir sicher treu zur Seite stehen wird und gewiß Rath weiß, wenn wir einmal, wie schon so oft in diesen Tagen, nicht aus noch ein wissen.

Philippinchen schwieg, aber mit der Absicht, den jungen Menschen so wenig entgegenkommend zu behandeln, daß er selbst das Wiederkommen unterlassen würde. Walther kam und vernichtete durch sein ganzes Wesen sofort Philippinchen's Absicht, ihm die Thür zu weisen, und das Bild, das sie sich von dem

‚windigen Komödianten' gemacht hatte. Ernst und ruhig, harmlos, freundschaftlich und natürlich trat er ein. Im Gespräch mit Netta, in der Erinnerung an die gemeinsame entbehrungsreiche Kindheit wurde er dann heiter, immer aber blieb ein schmerzlicher Ausdruck in seinen schönen Zügen, selbst wenn er laut lachte bei dieser oder jener Erwähnung.

„Arme Kinder," rief Philippinchen einmal über das andere, und dann küßte sie Netta und legte ihre Hand auf Walther's dunkle Locken, und während jene lachten, standen ihr die Thränen in den Augen. Dann trippelte sie hinaus, um das Abendbrod zu bereiten, und wie Walther auch protestirte, sie ließ es sich nicht nehmen, zusammen zu schleppen, was sie nur wußte und besaß. So saßen die Drei noch lange hinaus um das Lämpchen im einfachen Dachzimmer. Walther hatte kurz erzählt, wie glücklich er sei, der Theater-Misère quitt zu sein, und sprach warm und begeistert von seinem neuen Beruf. Zu Ehren seines verstorbenen Freundes, des Bastler's, wollte er ein tüchtiger Maler werden, und die Kraft dazu fühlte er immer mehr und mehr wachsen. Freilich, als er zuerst in die Schule seines jetzigen Meisters gekommen sei, hätte

ihm der Muth oft genug sinken wollen, denn immer auf's Neue hätte er einsehen müssen, wie das Wollen dem Können voraneilte, wie er noch gar Nichts gelernt hätte, und die Schwierigkeiten hätten sich manchmal unüberwindlich vor ihm aufgethürmt. Aber er hätte sich nun einmal vorgenommen, nicht zu verzagen. Eins aber wisse er sicher, und das sei zugleich sein Schmerz und seine Hoffnung, daß ihm erst volles Gelingen seines Strebens werden könne, wenn die Sonne Italiens, von dem der verstorbene Freund ihm erzählte, auf seinen Scheitel geschienen hätte. Er verglich sich mit einem jungen Wandervogel, der das Nest kaum verlassen hat, und dem die Flügel noch versagen zum Flug durch die Lüfte. Aber in der Sehnsucht nach dem noch unbekannten Sonnenschein der anderen Heimath wächst die Kraft der Schwingen, und der Flug wird frei und sicher. Und wie er sprach, wurde seine Zuversicht größer und größer, als erwärme sie an der Wandersehnsucht, deren Erfüllung doch so fern lag. Woher sollten ihm die Mittel kommen, sie zu befriedigen? Aber er fühlte sich Künstler, und das Bewußtsein hob ihm auf den Druck seiner Existenz, aus der beschämenden Erinnerung seiner Kindheit her-

aus und füllte ihm das Herz mit reichen Hoffnungen. In der Begeisterung, in der er sprach, hatte er kaum bemerkt, welchen Eindruck seine Worte auf Netta machten. Zuerst war ein leises Roth über ihre farblosen Wangen gezogen, dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, und endlich barg sie, leise schluchzend, das Gesicht in die Hände.

„Herr Gott, was ist dem Mädchen?“ rief Philippinchen erschreckt, „Netta, mein Kind, was ist Dir zugestoßen?“

Jetzt erst wurde Walther aufmerksam. „Habe ich Dich verletzt, Netta?“ fragte er, „habe ich Dir unbewußt wehe gethan?“

Netta schüttelte den Kopf, aber es dauerte eine lange Weile, ehe sie sich fassen konnte, und dann fing sie, abgebrochen, innehaltend, als besinne sie sich selbst erst, was ihr fehle, an zu erklären. „Nicht Du hast mir wehe gethan, Walther, und Niemand, aber ich bin auf einmal so tief traurig, daß ich meinte, ich müsse mich ausweinen. Ich habe bei Deinen Worten so lebhaft an meinen alten Freund und Lehrer Sebastian denken müssen, der auch so sprach wie Du von der Kunst, wenn auch mit ganz anderen Worten, der

durch sie auch hinweggehoben wurde über alles Kleinliche und Karge des Lebens. Ja, Walther, Du wirst Dich herausringen aus dem Elend der Vergangenheit, Dich hat die Kunst auf ihre Flügel genommen, Dich wird sie mit ihrem Glanz umsonnen, Du hast Talent. Ich, armer Wurm, bin ganz talentlos und werde immer am Staube bleiben. Sebastian sagte, meine Stimme sei klangvoll und rein, mein Ohr sicher, aber der Klang sei auch Alles, was die Natur mir gegeben hätte. Nun kann ich es nicht ausdrücken, was mir fehlt, aber ich fühle es und fühlte es schmerzlich, als Du sprachst. Ich weiß auch nicht sicher, was die Kunst ist, aber daß sie etwas Hohes, Heiliges ist, weiß ich durch Sebastian und durch Dich, weiß, daß sie Euch beglückte, und daß sie mir immer unerreichbar bleiben wird. Und nun beschämt es mich, daß ich zum Handwerk, zum Broderwerb machen soll, was doch so groß, so beglückend ist. Sebastian hat Armuth und bescheidenstes Loos gewählt, nur um nicht von der Kunst zu scheiden, ich muß mir von der Kunst das karge Brod erbetteln, da meine Kraft nicht ausreicht, ihr würdig zu dienen. Ich komme mir vor, wie mit gebundenen Händen nach Etwas langend, das ich doch

niemals fassen kann.“ Sie weinte unaufhaltsam vor sich hin, und Walther war rathlos, wie er ihr Trost geben solle, fühlte er doch, daß die Thränen des armen, unschönen Kindes gerechtfertigt waren.

Philippinchen verstand das gar nicht, aber halb gerührt durch die Erwähnung ihres Bruders, halb ärgerlich, fing sie an: „Netta ist nicht recht gescheit, Herr Walther, und glauben Sie nur nicht, daß solche Thorheiten ihr oft kommen. Es ist wahr und wahrhaftig das erste Mal, daß ich sie so miserabel sehe, und heute hätte sie gerade am wenigsten Ursache dazu. Sie hätte kein Talent, sagt sie? Nun, dann wüßte ich nicht, weßhalb man ihr jeden Monat dreißig Thaler zahlen will, nur um sich dahin zu stellen und zu singen. Sebastian, mein Bruder, und der verstand das, hat immer gesagt, dem Mädchen hätte der liebe Gott eine Prachtstimme in die Kehle gegeben, und Herr Barner, der doch ein reicher Mann ist, und Frieda, eine vornehme, gnädige Frau, haben es auch gesagt. Ich habe Gott gedankt, daß wir so weit sind, und nun fängt sie mir so an.“

Sie schalt noch immer weiter, und Walther und Netta mußten endlich über ihren Zorn laut lachen.

Walther forderte nun auch Netta auf, von ihrer Vergangenheit, von der Wendung ihres Geschicks und wie es kam, daß sie so plötzlich die Wandertruppe seines Vaters verlassen hätte, zu erzählen.

Netta zögerte mit der Antwort, und Philippinchen fiel ihr auch gleich in die Rede. „Kinder," sagte sie, „laßt uns davon nicht wieder anfangen, sie erzählt sonst gleich wieder von Sebastian, meinem Bruder, ihrem Lehrer, und das kann ich nicht hören, das bricht mir das Herz. Herr Gott, wenn der dreißig Thaler jeden Monat von seinem Musikmachen gehabt hätte! Reiche Leute wären wir gewesen, aber auf dem Lande kommt Nichts heraus bei der Kunst. Für sein Orgelspiel haben sie ihm mit Mühe und Noth zwölf Thaler jährlich zugelegt, und das kosteten die Noten und die Saiten auf dem alten Klapperkasten. Die brodlose Kunst ist nicht umsonst sprüchwörtlich geworden."

Netta erzählte nun, daß sie mit dem nächsten Tage in den Opernchor des Hoftheaters eintreten würde, daß aber die Absicht sei, sie in kleinen Opernpartieen zu verwenden.

Walther sah sie erstaunt an, er sagte Nichts und wurde sogar verlegen, als Netta, die sein Staunen be-

merkte, ihn fragte, was er dazu meine. Als er schwieg, lachte sie und rief: „Ich weiß, was Du denkst, Walther, sage es nur gerade heraus, ich nehme es nicht übel, hast Du es mir doch schon ein Mal gesagt, und ich bin Dir nicht böse deßhalb gewesen.“

„Was hätte ich Dir gesagt?“ fragte der junge Mann.

„Ach,“ erwiderte das Mädchen, „wir mußten einmal ein Liebespaar mit einander spielen, als wir noch halbe Kinder waren, und wir machten es gewiß herzlich schlecht, denn wir wurden gründlich ausgelacht. Mir war das gleichgültig, denn ich war daran gewöhnt, Du aber wurdest dunkelroth vor Zorn, als der Vorhang gefallen war, und sagtest: „Das glaubte mir freilich kein Mensch, daß ich mir solch' häßlichen Schatz aussuchen konnte, und die da draußen haben schon Recht, wenn sie mich auslachen.“

Walther war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, als müsse er erst überlegen, was er sagen wolle.

Netta beobachtete ihn ganz heiter und stellte sich ihm dann in den Weg. „Nicht wahr?“ sagte sie, „Du meinst, wenn ich mit dem Gesicht vor das

Lampenlicht trete, werden sie mich hier auslachen, wie dort."

„Nein," rief Walther, „das meine ich gar nicht, und jetzt will ich Dir meine Ansicht sagen. Es ist nicht gut gewesen, daß man Dir von Kindheit an gesagt hat, Du seiest dumm, ohne Talent und häßlich. Ich habe ja das so oft mit angehört, und damals habe ich, in meiner Einfalt, wohl gedacht: besser, daß sie es weiß, als daß sie sich Illusionen macht. Dazumal lachtest Du auch darüber, und es war Dir gleichgültiger, als gut war. Vorhin aber, als Du weintest, weil Du kein Talent hättest, jetzt, wo Du zwar wieder spotten willst über Deine Häßlichkeit, aber es doch nicht recht kannst, bin ich anderer Meinung. Raffe Dich zusammen, Netta, und beruhige Dich nicht dabei, zu sagen: ‚Ich bin häßlich, einfältig, ohne Talent.' Wie kann Jemand wissen, wie weit seine Kraft reicht, wenn er sie niemals prüft und immer die Arme sinken läßt? Es ist auch gar nicht wahr, was Du sagst, und wenn Du Dir selbst mehr vertrautest, wäre Dir gleich geholfen."

Netta sah ihn lange an, halb überrascht, halb nachdenkend. „Du hast gut reden, Walther," sagte sie,

„Du bist ein Mann, der sich schon selbst hilft, dann bist Du hübsch, bildhübsch geworden, das fiel mir gleich auf, als Du vorhin so beglückt von Deinem Talent sprachst, und Dein Meister ist mit Dir zufrieden"

„Und meinst Du, ich hätte nicht auch gezagt und Stunden gehabt, in denen ich Pinsel und Pallette zu Boden warf und am liebsten das Leben mit fortgeworfen hätte? Aber ich habe mich immer wieder aufgerichtet, weil ich mußte, und das kannst, das mußt Du auch."

Netta antwortete nicht gleich. Sie ergriff die Hand des jungen Mannes und hielt sie mit ihren beiden Händen fest. „Walther," sagte sie, „sei Du mir eine Stütze, ein Bruder, ein Freund. Hilf mir, ich will Dir auch versprechen, mir Mühe zu geben. Mir ist gleich zuversichtlicher geworden, seit Du mir zur Seite stehst."

Ueber die Züge des jungen Mannes flog eine dunkle Röthe, die ihn nur noch schöner, noch männlicher erscheinen ließ. Der Ton von Netta's Stimme hatte ihn wunderbar getroffen. Feierlich antwortete er: „Ich verspreche Dir, Netta, ich werde Dein

Bruder sein, macht uns doch gleiches Geschick zu Geschwistern. Wir wollen gemeinsam ringen und sehen, wie weit unsere Kraft uns trägt, wollen uns stützen in den Augenblicken des Verzagens, und zusammen jubeln, wenn das Geschick uns einen Erfolg schenkt."

Netta neigte gerührt den Kopf an seine Schulter.

Philippinchen hatte still aus ihrem Winkel dem Allem zugesehen. Sie verstand eigentlich nicht, was die Zwei sich versprachen, und kämpfte zwischen ihrer Rührung und dem Wunsch, nun auch ein Wort dazu zu sagen. Sie machte sich nicht klar, weßhalb, aber sie hatte eine Empfindung, daß der Tag ein Glückstag, diese Stunde eine Feststunde sei, etwa wie früher der Geburtstag ihres Bruders, zu dem jedesmal Barner herüber kam und eine Flasche Wein mitbrachte, und sie dann anstießen auf ihre Kindererinnerungen und auf die Unveränderlichkeit ihrer Freundschaft. Leise stand sie auf und trippelte an das Eßschränkchen, in dem sie die Vorräthe aufgespeichert hatte, die noch aus der Heimath mitgekommen waren. Da stand auch noch eine Flasche Wein, die Frieda ihr eigentlich für die Reise mitgegeben hatte, die aber unberührt war.

Die stellte sie auf den Tisch und drei Gläser dazu. „So, Kinder," sagte sie „stoßt an auf alte, wieder neu gewordene Freundschaft."

Walther und Netta hatten erst verwundert und lächelnd zugesehen, aber in der Empfindung der Alten lag doch etwas Rührendes. Sie wollte eben ein äußerliches Zeichen für die Stimmung des Augenblickes, die Gläser klangen zusammen, die Herzen wurden froh und zuversichtlich, und noch bis tief in die Nacht hinein wechselten die Versprechen treuer geschwisterlicher Freundschaft mit den Hoffnungsplanen auf eine künstlerisch geschmückte Zukunft. Philippinchen war schon mehrere Male eingenickt auf ihrem Stuhl, als Walther aufbrach, mit einer Empfindung von Glück im Herzen, die er kaum gekannt hatte. Ja, das Bewußtsein, Andere stützen zu können, macht stark; die Ueberzeugung, nicht allein zu sein in der Welt, macht reich. Diese Empfindungen trug Walther aus Netta's Dachstübchen mit fort.

II.

Wochen waren vergangen. Netta hatte fleißig ihre Chorstimmen gelernt, und das wurde ihr leicht bei ihrer gründlichen musikalischen Bildung und dem guten Gehör. Im Verkehr mit den anderen Choristen hielt sie sich zurück, schien Spöttereien und neckende Worte, denen die Neueingetretene nicht entging und die meist ihr Aeußeres trafen, kaum zu bemerken, oder sie lachte mit und entwaffnete so alle Angriffe. Der alte Chor-Dirigent hatte aber gleich eine besondere Vorliebe für das Mädchen, beschäftigte sich mehr mit ihm als mit den Anderen, und wenn die gemeinsamen Uebungen beendigt waren, behielt er es noch zurück und ließ es kleine Solopartieen, auch wohl ganze Rollen studiren. Er war ganz entzückt, wie es dem Mädchen so leicht wurde, und da er selbst gewohnt war, seine Uebungen mechanisch zu betreiben, merkte er gar nicht, wo es der Schülerin fehlte. Für

Netta selbst wurden die Uebungen dadurch ganz handwerksmäßig. Von Kindheit auf daran gewöhnt, sich öffentlich zu zeigen, heimisch auf dem heißen Boden der Theaterbretter, ohne alle Aussicht auf einen Erfolg oder nur Eindruck, den sie machen könnte, immer nur fürchtend, durch ihre Häßlichkeit aufzufallen, hielt sie sich zwar bescheiden im Hintergrunde, war aber so unbefangen in den Aufführungen, daß sie sich sicherer fühlte als damals unter den Dorfkindern, deren Abneigung und Mißtrauen ihr noch immer auf der Seele brannten. In den Gesangstunden mußte sie alle ihre Gedanken zusammennehmen; zu Hause hatte sie vollauf mit Philippinchen zu thun, die täglich neue, unbequeme Wunderlichkeiten zu Tage brachte, und Abends kam meist Walther, der oft irgend einen Zuschuß zum gemeinsamen Mahl mitbrachte und sich dann mit seinem Skizzenbuch an die Lampe setzte und plaudernd und heiter einen Entwurf nach dem anderen auf's Papier warf. Philippinchen war ganz vernarrt in den jungen Menschen, wie sie ihn namentlich in seiner Abwesenheit immer nannte, aber wenn sie es nicht geradezu aussprach, konnte sie es doch nicht ganz verhehlen, daß

es ihr leid thäte, daß der hübsche, manierliche und sonst ganz verständige Mensch nichts Ordentliches betriebe, denn bei dem brodlosen Malen und Zeichnen müsse er ja doch über kurz oder lang verhungern. Vom Theater wollte sie gar Nichts hören, denn wenn sie auch mit großem Stolz und Jubel Netta's erste Gage, die ihr diese auszahlte, eingestrichen hatte, kam sie nicht von der Empfindung los, daß das Sündengeld sei, und sie konnte ihr Gewissen nur dadurch beruhigen, daß die Quelle dieser Einnahme nicht vor ihr erwähnt würde. Indessen waren doch die Sorgen um den Lebensunterhalt ganz verscheucht, denn auch Barner hatte einige Mal Geld geschickt, wie er schrieb, aus dem Erlös der zurückgebliebenen Sachen. Netta hatte vielleicht nie in ihrem Leben sorgenfreiere Tage gehabt, Philippinchen sicher nie so viel Geld in ihrer Casse; erstere dachte kaum an Reinhold, denn es blieb ihr fast keine Zeit zum Denken, und letztere gewöhnte sich immer mehr an die neue Lebensweise.

Walther brachte den ganzen Tag in dem Gartenhause bei seiner Arbeit zu, welche die immer längeren Tage ebenso förderten, als die immer größere Gewandtheit, den Pinsel zu führen und die Farben zu treffen.

Sein Lehrer besuchte ihn zuweilen, tadelte zwar hier und da die Incorrectheit der Zeichnung, war aber selbst erstaunt über die Fortschritte und den Eifer des Schülers, der immer freier wurde und jeden Wink des Meisters sich sofort zu Nutzen machte. Walther's Beschützer, der Besitzer der Villa, war aber immer noch abwesend, und wenn Walther ihn Anfangs mit Ungeduld erwartet hatte, um auch sein Urtheil über die Arbeit zu vernehmen, so wünschte er ihn jetzt noch einige Wochen fern, um den vollen Eindruck seiner fast fertigen Wandgemälde beobachten zu können.

Eines Tages, um die Mittagsstunde, trat Netta bei Walther ein, der hoch auf einem Gerüst stand und malte. Das Mädchen hatte ihn noch nicht bei seiner Arbeit aufgesucht seit dem Tage des ersten unerwarteten Wiedersehens, und war schüchtern durch das angelehnte Gartenpförtchen und dann die Stufen hinaufgeschritten, leise und scheu sich umsehend, ob der Freund allein sei. Nun stand es schon eine Weile hinter Walther und blickte neugierig auf die Landschaften an den Wänden, das Werk ihres Jugendgenossen.

Walther bemerkte Netta erst, als sie ihn anredete.

und rief erstaunt: „Kind, was führt Dich hierher? Ist Dir Etwas begegnet?"

Netta lachte: „Was soll mir begegnen? Es ist gar Nichts oder doch etwas ganz Gleichgültiges, komm' von dem garstigen Gerüst herunter, mir schwindelt, wenn ich Dich da oben sehe."

Walther kam die Leiter herunter. „Nun, was giebt's?" sagte er.

„Ich soll heute eine kleine Solopartie singen," antwortete Netta, „so gut als Nichts, wenige Tacte Recitativ und eine Stimme in den Ensembles. Der Chor-Director hat es mir heute Morgen erst gesagt, aber ich habe schon Probe gehabt und bin ganz fest.

„Du eine Solopartie?" rief Walther, „aber Netta, ist Dir denn nicht angst, bist Du denn nicht in ungeheurer Aufregung?"

„Warum nicht gar?" antwortete das Mädchen. „Was ist's denn weiter? Auf mich wird kein Mensch im Publikum Acht geben. Deßhalb hätte es auch nicht der Mühe gelohnt, herzukommen, um Dich bei der Arbeit zu stören. Du machst gerade solch' wichtiges Gesicht wie der alte Chor-Director, der gerade that, als sei das ein großes Ereigniß für mich. Mir ist's

ganz gleichgültig. Aber als ich fortgehen wollte nach der Probe, drückte mir der Chor-Director diese zwei Theater-Billets in die Hand und sagte: „Hier, Kind, für ein paar Freunde, das kann nicht schaden. Nun habe ich in der ganzen großen Stadt, ich glaube auf der ganzen Welt, keinen Freund als Dich, und da wollte ich Dich fragen, ob Du Zeit hast, heute Abend in die Oper zu gehen."

„Gewiß," sagte Walther. „Ich habe Dich noch niemals singen hören, Netta, und heute eine Solopartie auf dem Theater der Residenz! Wer hätte Dir das zugetraut? Freilich, will ich das miterleben."

„Mich singen zu hören? das lohnte der Mühe," rief Netta lachend, aber plötzlich ernst werdend, setzte sie hinzu: „Nein, ich danke Dir, Walther, daß Du kommen willst. Ich glaube, Ihr habt mich angesteckt mit Eurer Wichtigthuerei. Mir ist's doch ein lieber Gedanke, daß ein Mensch ist unter der gleichgültigen Menge, der es gut mit mir meint. Hier ist Dein Billet, aber was fangen wir mit dem anderen an?"

Walther besann sich eine Weile und warf dann hin: „Ja, wie wäre es mit Philippinchen?"

„Die bringst Du bei Leibe nicht in's Theater,“ sagte Netta.

„Das käme auf einen Versuch an,“ rief Walther, „warte einen Augenblick, und ich gehe mit Dir, mein Heil bei Philippinchen zu versuchen. Arbeiten könnte ich ohnehin nicht mehr, so zittert mir die Hand vor Aufregung, wenn ich denke, daß Du heute debutirst.“

„Du bist ein Narr!“ rief Netta.

Walther streifte die Malerblouse ab, strich sich das Haar zurecht, nahm den Hut und schritt nun neben Netta her.

Philippinchen hatte schon lange auf Netta gewartet, denn die gewohnte Stunde ihrer Rückkehr, ja, ihre Mittagsstunde war längst vorüber, und nun war sie vollends erstaunt, als sie Walther mit eintreten sah; der aber fiel gleich mit der Thür in's Haus und erklärte mit größter Heiterkeit, Philippinchen müsse ihn heute in's Theater begleiten, um die Netta singen zu hören. Philippinchen wäre fast in Ohnmacht gefallen über dieses Ansinnen und verschwor sich hoch und theuer, keinen Fuß setze sie in das Haus der Sünde, sie wolle nie Etwas sehen von dem thörichten Puppenspiel, sie wisse gar nicht, was sie von dem

jungen Menschen denken solle, daß er ihr so Etwas zumuthe, und müsse es zurücknehmen, daß sie ihn immer für einen verständigen Menschen gehalten hätte.

Netta war ganz ausgelassen und wollte sich über Philippinchen's Theater-Abneigung ausschütten vor Lachen, aber Walther ließ sich so leicht nicht zurückweisen. Er malte alle die Wunder, welche die Alte hören und sehen würde, mit so beredten Farben, daß ihre Neugierde anfing, mit ihrem Vorurtheil in Kampf zu treten. Sie wehrte den Versucher mit den Händen zurück und hielt sich die Ohren zu, aber Walther, der wohl sah, daß sie halb schon überredet sei, wurde ganz ernsthaft und rückte noch mit anderen Beweggründen hervor. „Philippinchen," sagte er, „haben Sie nicht die Pflicht übernommen, wie eine Mutter über Netta zu wachen? Und nun haben Sie nicht einmal den Muth, sie zu sehen in dem Beruf, der Ihnen so gefahrvoll erscheint? Das Geld, das Netta durch das Theater verdient, ist Ihnen täglich Wohlthat, und Sie verachten das, was Sie erhält, ohne es zu kennen?"

Philippinchen fing an laut zu schluchzen. „Wäre

denn wirklich nichts Sündhaftes dabei?" fragte sie verstohlen aufblickend. „Netta, bekommt man denn da wirklich so schöne Dinge zu sehen, als er fabelt?"

Netta erzählte ihr den ganzen Gang der Oper, und Philippinchen horchte mit leuchtenden Augen. Auf einmal stand sie auf und sagte: „Nun, einmal wird man mir ja die Sünde verzeihen, und der junge Mensch hat Recht: es ist meine Pflicht als ältere, als mütterliche Freundin."

Walther hätte sie in seiner Ausgelassenheit fast umarmt für die Zusage; aber sie wehrte sich, schalt immer wieder auf's Theater, suchte sich aber doch ihren Staat zusammen, das schöne graue Tuch, das ihr Frieda einmal geschenkt hatte, und ihren Stolz, die Haube mit weißem Atlasband, die sie seit zehn Jahren immer wieder sauber aufsteckte und umgarnirte.

Nun kam der Theaterwagen vorgefahren, um Netta abzuholen, und Philippinchen wollte ihren Augen nicht trauen. „Eine Kutsche, eine Kutsche für Netta?" rief sie immer wieder. „Kinder, was bedeutet das, und wie ist das möglich?"

Netta raffte schnell ihre Sachen zusammen und

eilte die Treppe hinunter, und die Alte bog sich weit aus dem Fenster, um sich zu überzeugen, daß das Mädchen auch wirklich einsteige in den Wagen, dem sie nachsah, bis er um die Ecke gebogen war; aber nun gab sie den Vorsatz wieder auf in's Theater zu gehen.

Walther mußte einen neuen Sturm eröffnen, der diesmal aber schneller zum Siege führte. Endlich war keine Zeit mehr zu verlieren, und Walther nahm Philippinchen fast mit Gewalt unter den Arm. Der Athem stockte ihr, oft stand sie still, aber sie ließ sich immer wieder fortziehen. Eigentlich war sie glückselig, an dem Arme des hübschen, jungen Menschen zu hangen, in den sie etwas vernarrt war, aber sie machte sich im Stillen Scrupel, ob das auch passend wäre für ein lediges Frauenzimmer. Was half es aber, sie war nun in seiner Gewalt! Hätte sie sich von ihm losmachen wollen, sie hätte ja niemals wieder allein nach Hause zu finden vermocht. So kamen sie in's Theater. Zum Glück war die Loge, auf welche ihre Billette lauteten, halb finster, und Philippinchen drückte sich, zitternd wie ein Espenlaub, scheu in die äußerste Ecke. Sie meinte, die Sinne müßten ihr schwinden.

Nach und nach faßte sie sich aber und wagte es, sich neugierig umzusehen. Wie erstaunte sie über die Helle und alle die geputzten Leute! Die Ouvertüre fing an, aber die machte ihr gar keinen Eindruck; im Gegentheil, der Lärm verwirrte ihr den Kopf. Dagegen war ja ihres Bruders Sebastian Geklimper nur ein Hauch, ein Flüstern, und sie hatte schon das nicht recht aushalten können. Nun aber ging der Vorhang auf, und Philippinchen sah wie in einen Zauber. Was sie sangen, darauf gab sie nicht Acht, aber auf das Kommen und Gehen, die Decoration, die prächtigen Anzüge und die Verzweiflung der Heldin. Da, nach einer großen Arie der Primadonna, brach ein Sturm von Beifall im Publicum los. Philippinchen schrak heftig zusammen, sie wußte nicht, was das bedeuten sollte. Krampfhaft faßte sie mit beiden Händen Walther's Arm. „Ach mein Gott, die arme, unglückliche Person,“ flüsterte sie angstvoll, „was hatte sie nur? Da geht sie hin, und Sie sollen erleben, sie thut sich ein Leid an!“ — Aber da kam sie wieder hervor und verbeugte sich mit freudestrahlendem Gesichte!

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Philippinchen;

„eben war sie noch so miserabel und aus dem Häuschen und nun so vergnügt!“

Die Handlung ging weiter, Philippinchen war wieder wie bezaubert. Da fiel der Vorhang. „Nun ist's aus!“ flüsterte die Alte vor sich hin und holte tief Athem, als sei ein Alp von ihr genommen. „Aber, mein Gott, Herr Walther, die Netta war ja gar nicht dabei!“

Walther vertröstete sie auf den zweiten Act.

„Es geht noch einmal wieder an?“ sagte sie. „O, das ist schön, denn prächtig war es, man wird nur nicht klug daraus! Aber das sage ich Ihnen, die Netta kann das nicht machen, nimmermehr! Das Gesinge noch allenfalls, aber die Hauptsache, das so mit den Armen und die Gesichter dazu, das bekommt sie nicht fertig!“

Sie hatte in ihrer Aufregung ganz vergessen, daß sie nicht allein waren, und Walther hatte alle Mühe, sie darauf aufmerksam zu machen. Dann drückte sie sich wieder still in ihre Ecke und schüttelte nur immer den Kopf.

Der zweite Act fing an; Philippinchen war noch mehr geblendet, noch mehr berauscht als zu Anfang.

Sie vergaß, wo sie war, vergaß sich selbst, vergaß Netta; Walther dagegen hatte nur einen Gedanken, der ihm alles Andere gleichgültig, eindruckslos machte. Wie würde die Freundin bestehen? Sein Muth sank immer mehr. Da trat sie auf. Philippinchen, wie aufwachend aus dem Traume, sprang auf und rief ganz laut: „Netta! Mein Gott, Herr Walther, da ist die Netta!“ — Alles wandte sich um, Walther zog die Alte mit Gewalt auf ihren Platz zurück, der Athem verging ihm. Ja, sie war aufgetreten. Arme Netta! Trotz des schimmernden Costumes, trotz des Glanzes der Lichter und Umgebungen war es doch die unschöne anmuthslose Netta. Wie eine Holzpuppe stand sie da, ganz unbefangen, ganz gleichgültig den Blick auf den Tactstock des Capellmeisters gerichtet. Ihre kleine Solostelle kam. Ganz sicher setzte sie ein, kräftig und klar trug der Ton durch den Raum und dominirte schön in den Ensembles. Walther war überrascht, aber das Publicum schenkte der Sängerin nicht die geringste Beachtung, ja, es gab deutliche Zeichen der Unaufmerksamkeit. Netta stand da, als ob das Alles sie Nichts anginge, wartete auf ihren Einsatz, den sie eben so sicher brachte als das erste Mal, der aber

eben so spurlos vorüberging, und nur als sie abtrat, allerdings mit ungeschickter Haltung und anmuthsloser Hast, ging eine Bewegung der Heiterkeit durch das Publicum. Walther war empört. Philippinchen fragte ganz leise: „Weßhalb machten denn die Leute keinen Lärm mit den Händen, wie bei den Anderen?

Netta hatte nun noch im letzten Ensemble mitzuwirken, und Walther flüsterte Philippinchen zu, sie wollten aufbrechen, um hernach nicht in's Gedränge zu kommen. Die Alte wollte eigentlich nicht fort, aber Walther machte ein so verstimmtes, fast zorniges Gesicht, daß sie keinen Einwand wagte und sich an seinen Arm hing. Als sie in der Wohnung angekommen waren, schien es, als hätten sie die Rollen vertauscht. Walther saß ernst und in sich versunken, den Kopf auf die Hand gestützt da, Philippinchen dagegen agirte mit größter Lebendigkeit und Aufregung im Zimmer auf und ab. Sie hatte zwar wenig verstanden von Allem, was sie gesehn und gehört hatte, aber entgangen war ihr Nichts, und sie ahmte es nach, wiederholte und erklärte es in ihrer Weise. Als wäre Walther gar nicht dagewesen, trug sie ihm noch einmal Alles vor, und hätte er die Stimmung dazu

gehabt, er würde herzlich gelacht haben, am meisten über den Schluß, auf den die Alte immer wieder herauskam. Ihre Lebtage hätte sie so Etwas nicht erlebt, so etwas Schönes nicht für möglich gehalten, und Netta müsse bald wieder Billete anschaffen, dann wolle sie ihr schon klar machen, wie sie es machen müsse, denn sie hätte das gleich fortgehabt. Walther hörte sie kaum. Er war tief betrübt, dachte an die arme, häßliche Netta und war nun auch überzeugt, daß sie gar kein Talent hätte. Er würde ihre Heimkehr gar nicht abgewartet haben, denn es war ihm eigentlich peinlich, sie zu begrüßen; aber er hielt es für seine Pflicht, sie über den Mißerfolg so viel als möglich zu beruhigen. Deßhalb hätte er freilich nicht dazubleiben nöthig gehabt. Der Theaterwagen rollte vor. „Sie bringen sie wieder in einer Kutsche!“ rief Philippinchen, und da hüpfte Netta auch schon die Treppe herauf, trat ganz heiter in's Zimmer und fragte lachend: „Nun, Philippinchen, wie hat es Dir gefallen?“

Philippinchen fing ihre Auseinandersetzung und Darstellung von vorn an, wobei Netta gar nicht erwähnt wurde; diese wollte sich halb todt lachen, und als Walther nicht mit einstimmte, bemerkte sie erst,

daß er ernst und traurig dasaß und sie verwundert anstarrte.

„Ja, mein Gott, Walther, was hast Du denn und was ist Dir widerfahren?“ rief sie.

Walther wurde verlegen. Wenn sie es selbst nicht fühlte, weßhalb sollte er es ihr sagen? Aber er konnte es nicht zurückhalten und sprach es aus fast wie eine Kränkung, die ihm selbst widerfahren wäre. „Du hast ganz correct gesungen, Netta, Deine Stimme ist glockenrein, schöner und kräftiger als die aller Anderen!“

„Das sagt der alte Chor-Director auch,“ erwiderte Netta, aber ganz gleichgültig.

„Und doch hat man Dich gar nicht beachtet und schließlich fast ausgelacht!“ rief Walther mit einer Zornader auf der Stirn.

Netta lachte. „Ja,“ sagte sie, „ich hatte mich schon gefreut, daß ich so unbemerkt davon wäre; aber in der Hast, wieder von der Bühne zu kommen, so sagt wenigstens der Regisseur, lief ich so ungeschickt, daß man lachen mußte.“

Dabei hatte sie den Tisch gedeckt, als ob Nichts vorgefallen sei.

Walther drängte eine Antwort zurück, nahm bald darauf freundlich Abschied und ging. Er war zu aufgeregt, um schon seine Wohnung aufzusuchen, es trieb ihn in das Freie, und er stürmte durch den Park, der die Stadt umschloß. Netta kam ihm unheimlich vor, wie ein Doppelwesen. In der Anhänglichkeit, die er seit der Kindheit an sie hatte, hatte er sich an ihr Aeußeres gewöhnt und nahm ihre Unschönheit wie etwas Abgemachtes hin, ohne sie sich zu erklären. Heute, auf der Bühne, war sie ihm ganz überraschend entgegengetreten. Die Erscheinung, die er lieb hatte trotz ihres Mangels an Anmuth, war ihm auf einmal abstoßend erschienen. Der glockenreine Klang der Stimme hatte ihn überrascht und zugleich erkaltet. Netta war so ganz sie selbst geblieben auf der Bühne, und doch war ihm, als hätte sie die Stimme geborgt wie das bunte Costume, und jene wäre eine ganz andere als Netta, die Jugendfreundin, deren heitere Gleichgültigkeit ihn gekränkt hatte. Es schien ihm Entweihung der Kunst, und er würde keinen Pinsel mehr angefaßt haben, wenn das, was er schaffte, so kalt, so unkünstlerisch berührte, wenn es ihn selbst so wenig anginge.

Um ihn dufteten die blühenden Sträucher im Nachtthau, die Nachtigallen ließen kurzen, verspäteten Schlag durch das Dunkel schallen, wie Nachruf an den fast verblühten Frühling, das Mondlicht zitterte durch die Blätterschatten auf dem Wege. Walther faßte die Wirkung des Lichtes mit der Seele des Malers auf. Wer so Etwas wiedergeben könnte, wie es in seiner Empfindung lebendig war! Das war die Kehrseite von Netta. Er trug im Herzen die Production voll und reich, aber die schaffende Kraft vermochte noch nicht, ihr Gestalt zu geben. Bei Netta war die Aeußerung sicher, fertig, aber keine Productionskraft belebte sie, kein Hauch der Poesie zog durch den todten Klang.

Unbemerkt war Walther vor dem Gitter der Villa angekommen, in der er arbeitete. Es überraschte ihn, die Fenster im oberen Stock, die bisher unbewohnt waren, erleuchtet zu sehen. So war also der Besitzer angekommen und hatte wahrscheinlich seine Arbeit geprüft in seiner Abwesenheit. Der junge Maler preßte die Lippen zusammen bei dem Gedanken und fühlte das Blut siedend heiß vom Herzen auf die Stirn steigen. Ihm war es, als sähe er den kalten, flüch-

tigen Blick, die kritische Betrachtung, und er meinte, er hätte seine liebe Production davor schützen können, wäre er dagewesen. Es drängte ihn, sie selbst ruhig, selbstprüfend zu betrachten in dem dämmernden Lichte des Mondes. Leise schloß er das Gitter auf, zu dem er den Schlüssel führte, und trat in den Saal. Es kam ihm vor, als wäre er wer weiß wie lange von seiner Arbeit getrennt gewesen. Und doch stand Alles noch, wie er es verlassen hatte. Das Mondlicht fiel hell durch die Glasthüren, aber es veränderte alle Töne und Wirkungen der Farben, ja, es verrückte die Perspective und die Schärfe der Zeichnung. So, in dem veränderten Lichte trat ihm Alles anders entgegen, gespenstisch, leblos, verzerrt. Die Thränen stürzten dem jungen Künstler aus den Augen, er verzweifelte an sich und seinem Talente. Der ganze Jammer, den er vor einer Stunde noch für eine Andere empfunden hatte, das Elend, ohne Talent der Kunst dienen zu müssen, empfand er für sich. Er verwechselte die Geschicke, oder vielmehr er konnte sie nicht trennen. Sein Puls fieberte in der Aufregung, und er beschloß, um gleich mit dem ersten Tagesgrauen an die Arbeit gehen zu können, die Nacht hier zu

bleiben. Arbeit schien ihm die einzige Beruhigung. Er trug Decken und Leinwandbehänge, welche auf dem Boden oder über die Gerüste lagen, zu einem Lager zusammen und streckte sich nieder. Zuerst, im halbwachen Traume, zog noch die Stimmung des Vernichtetseins durch sein Empfinden, dann wuchsen neue Productionen, reich, bunt, glänzend in seinen Gedanken auf, und bald hatte der gesunde Schlaf der Jugend Gedanken und Empfinden umhüllt. Als der einfallende helle Tag ihn weckte, sprang er kräftig auf und eilte frischen Muthes an die Arbeit.

III.

Reinhold war wirklich angekommen, wie Walther ganz richtig vermuthet hatte. Wir wollen hier einen Brief einschalten, den er an Barner schrieb, und der am besten seine Stimmung zeigt. Er schrieb:

„Sie mahnen mich wieder, lieber Freund, einen Beruf zu wählen. Meine Ueberlegung, die Erfahrung an Anderen giebt Ihnen Recht, meine Empfindung läßt mich zaudern und daß ich es nur gestehe, die Scheu, einen Entschluß zu fassen, hielt mich den Winter über, die Frühlingsmonate hindurch, von meinem Geburtsorte fern. Sie werden meine Reiseberichte erhalten haben, und vielleicht haben sie Ihnen gezeigt, daß ich meine Zeit nicht verlor und namentlich meine Kunstanschauungen erweiterte, Galerieen gründlich studirte und manchen Genuß im Theater und Concert hatte. Wie wird der praktische, fleißige Georg über diese Zeit- und Geldverschwendung gespottet haben!

Aber die Tante war auch nicht zufrieden. Sie macht mir den Vorschlag, Hohen=Birkstädt anzunehmen und mich dort bei ihr einzurichten, ja, sie ist sogar bereit, mir zu Liebe selbst ihren Wohnsitz dort aufzugeben. Da hätte ich ja gleich einen Beruf, ich würde Land=wirth, baute meinen Kohl nach dem Motto von Horaz: „Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis“ — aber es versteht sich von selbst, daß ich das Opfer der guten Tante nicht annehme, wenn es mich auch verlegen macht, es zurückzuweisen. Ich passe nun einmal nicht zum Land=wirth, und ein unpassender Beruf ist schlimmer als gar keiner. Weßhalb muß es denn auch immer ein Beruf sein? Muß denn das, was für die meisten Menschen richtig ist, es für alle sein, und ist es nicht für die Einzelnen geradezu falsch? Wenn ich nun zu den Einzelnen gehörte, wie ich fast glaube? Ich habe die Frage nicht so ohne Weiteres, oder gar aus Trägheit zurückgeschoben, sondern ernsthaft in's Auge gefaßt. Weßhalb drängt man immer wieder zur Wahl eines Berufes? Um für sich selbst, respective seine Angehörigen, seine Kräfte auszubeuten, oder um für die gesammte Menschheit zu wirken, ein nützliches

Glied der Gesellschaft zu werden? Ich meine Letzteres, aber ich denke, man kann das ohne bestimmten Beruf unter Umständen eben so wohl, vielleicht noch besser. Das, glaube ich, ist nun mein Fall, und ich habe gerade einen erfreulichen Beweis meiner Ansicht vor Augen. Vielleicht entsinnen Sie sich noch des jungen Malers, den ich zufällig in Ihrem Nachbarstädtchen traf, dessen Talent und Eifer mich frappirte, und den ich hierher schickte unter dem Vorwande, meinen Gartensaal mit Wandgemälden zu schmücken, eigentlich aber um ihn, ohne ihm ein Almosen zu geben, das er nicht angenommen hätte, bei einem tüchtigen Meister in die Schule zu geben. Der junge Mann wäre sicher, trotz seines Talentes, mit dem Hochmuth, keine fremde Hülfe anzunehmen, in der Misère zu Grunde gegangen. Ich muß gestehen, daß ich ihn im Laufe des Winters aus den Augen und fast aus dem Gedächtniß verloren hatte. Gestern Mittag kam ich hier an und wurde in verdrießlicher Weise an meine Gutmüthigkeit erinnert. Mein Gartensaal, der Eingang zu meiner kleinen Villa, steht voll von Farbentöpfen, ist verbaut mit Gerüsten, Alles sieht unsauber aus und riecht nach Leimfarbe.

Haus und Garten ist mir für die nächste Zeit vollständig verleidet. Ich war im ersten Augenblicke drauf und dran, sofort wieder abzureisen; da mich aber Geschäfte hier fesseln, besann ich mich eines Besseren und beschloß, die ganze angefangene Klexerei sofort mit Tapete oder Stoff überkleiden zu lassen, um mir, nach einigen Tagen wenigstens, einen behaglichen Zustand zu schaffen. Die Malereien, denen ich übrigens nur einen flüchtigen und verstimmten Blick schenkte und, weil sie durch Gerüste verstellt sind, auch nur schenken konnte, schienen mir, beiläufig gesagt, erbärmlich. Nun traf ich beim Essen zufällig den Meister des jungen Mannes, der mir unaufgefordert sein Talent, seinen Fleiß, seine Fortschritte lobt und mir versichert, es wäre ein großer Verlust, wenn diese Anlagen nicht zur Entwickelung kämen. Ich habe also einen für mich heroischen Entschluß gefaßt. Die Malereien sollen nicht nur bleiben, sondern es soll fortgearbeitet werden. Wenn ich nun, ich berufsloser Mensch, mit Aufopferung meines Geldes, was Nichts sagen will, aber mit Aufopferung aller Lebensbehaglichkeit, durch meinen Instinct, Talente zu entdecken, der Welt einen tüchtigen Meister schenke, muß

sie mir nicht dankbarer sein, als wenn ich einen Haufen Acten bearbeitete, der keinem Menschen zu Gute käme? Andere fördern zum Schaffen ist eben so nützlich als selbst schaffen, das Gute bewirken besser als das Mittelmäßige vollbringen. Loben Sie mich ein wenig, lieber Freund, damit ich nicht nöthig habe, es selbst zu thun. Schließlich will ich Ihnen aber noch ein Versprechen geben und mir dafür die Gewährung einer Bitte eintauschen. Ich verspreche Ihnen fest und feierlich, mich dem Dienste der Kunst zu widmen, und ich rede dabei nicht von meinen eigenen poetischen Versuchen, die ich mir deßhalb nichts desto weniger nicht nehmen lasse, sondern ich will, wie ich kann, durch Rath und That die Künstler, das heißt die wirklichen, ernsten, die es rein und heilig mit der Kunst meinen, unterstützen und ermuntern. Und nun meine Bitte. Ich kann mein Gretchen — Sie wissen, wen ich meine — nicht aus den Gedanken los werden, und ich möchte das auch nicht. Das Bild, von meiner Phantasie geschaffen, ist mein Traum, meine Muse, die Gefährtin aller meiner Gedanken. Sie müssen wissen, wo das Mädchen mit dem wunderbaren Klange der Stimme weilt. Sagen Sie mir das.

Es ist Nacht, unter mir die Werkstatt meines angehenden Claude Lorrain, ich fühle ordentlich die Leimfarbe durch den Boden, und der grasgrüne Baumschlag tanzt mir vor den Augen, während ich schreibe. Ich muß allen meinen Muth zusammennehmen, um mir morgen, vielleicht Angesichts des Künstlers, die Schrecknisse genau anzusehen. Dazu soll mich die Aussicht stärken, daß Sie meine Bitte erfüllen. Sie sehen, halb sind Sie verpflichtet gegen Ihren berufslosen Freund."

So weit der Brief, der am anderen Morgen abgeschickt wurde, und dann bedurfte es wirklich eines Entschlusses von Reinhold's Seite, ehe er in den Gartensaal hinunterging, in dem Walther schon seit vielen Stunden bei der Arbeit war. Dem jungen Künstler schlug das Herz höher, als er Reinhold eintreten sah. Es schien ihm, als solle er den Richterspruch nicht allein über seine Arbeit, auch über sein Talent und seine Zukunft empfangen, aber er faßte sich schnell und kam zur Begrüßung vom Gerüste herunter.

Reinhold trat ihm freundlich entgegen und fing damit an, das günstige Urtheil des Lehrers

zu wiederholen und darüber seine Freude auszudrücken.

Walther wurde dunkelroth und sagte: „Das ist vielleicht zu viel des Lobes, und wichtiger wäre mir noch Ihr eigenes Urtheil. Er trat zurück und ließ Reinhold die volle Ansicht der einzigen fertigen Wand. Dieser wagte sie kaum zu betrachten und war auf das angenehmste gefesselt durch die Erscheinung und Manier des Künstlers, über die er das Kunstwerk vergaß. Walther war in der That überraschend schön, und neben der jugendlichen Anmuth lag der Ausdruck ernster Poesie über seinem ganzen Wesen. Aeußere Schönheit ist eine beglückende Gabe des Geschicks, und ist unwiderstehlich, wenn sie so unbewußt entgegentritt wie hier. Aber wie schnell verliert sie ihre Macht, wenn sie nur äußerlich ist! Bei Walther indessen stand sie in glücklichster Harmonie mit seinem Empfinden und seiner Production. Vielleicht hätte die Zeichnung seiner Landschaft noch schärfer, der Hintergrund tiefer, der Vordergrund gelöster sein können, aber die ganze Stimmung war anmuthig, wahr, ungesucht — sie überraschte nicht, aber sie zog an und fesselte. Vor dieser Arbeit schwieg

die Kritik unwillkürlich, so viel sie auch vielleicht hätte aussetzen können, denn ein Meisterwerk war sie nicht und die Unbeholfenheit des Schülers trat vielfach hervor. Aber vor dieser kleinen Landschaft konnte man ausruhen, sich wohl fühlen wie in der Natur. Wie ganz anders erschien Reinhold das Werk jetzt, als am Tage vorher, an dem er ihm die Ungerechtigkeit der Verstimmung entgegengetragen hatte! Er dachte an sein erstes, flüchtiges Urtheil, das eben in dem Briefe an den Freund abgegangen war, und mußte erröthen. Als Rückschlag floß er über in Anerkennung, blieb den ganzen Tag über im Gartensaal und sah dem jungen Künstler bei der Arbeit zu, unter ermunterndem Gespräch. Walther wurde immer freier, immer gehobener, und die beiden jungen Männer schlossen ihre Herzen so gegen einander auf, gewannen sich so lieb in den wenigen Stunden, daß, als der Abend der Arbeit ein Ende machte, sie mit freundlichem Händedruck und jeder mit der Empfindung eines neugewonnenen Lebensglücks von einander schieden. Und doch waren die Empfindungen Beider vollkommen verschieden. Reinhold hatte die wohlthuende Genugthuung eines guten Werkes, die Freude

der Ueberlegenheit, die erhobene Stimmung, in die uns die Hingabe an ein schönes Kunstwerk versetzt, nur daß es ihm in einer sympathischen Persönlichkeit entgegentrat. Walther, der sich im Leben so wenigen Menschen angeschlossen hatte, dem fast niemals freundliches Wohlwollen entgegengetreten war, schien sich ein anderer Mensch geworden zu sein, zuversichtlicher als Künstler durch die empfangene Anerkennung und doch so unterordnend hingegeben dem Wohlthäter, der es doppelt war, seit er ihm so liebevoll entgegentrat. Sein Leben hätte er willig für Reinhold hingegeben, und zum ersten Mal, aber deßhalb um so überschwänglicher, trat ihm ein Freundschaftsgefühl an's Herz.

Walther ging zu Netta, um ihr von seinem Glücke zu erzählen, aber unterwegs sprach er laut vor sich hin, jubelte auf, sang und fühlte sich so glückselig als nie zuvor im Leben. Als er die Freundinnen begrüßt hatte, traute er sich denn doch nicht, Reinhold's Namen zu nennen, es hätte wie Prahlerei erscheinen können, und er berichtete nur, sein Wohlthäter sei angekommen und hätte seine Arbeit gelobt. Dann saß er zerstreut, aber mit glückseligem Gesichte da und merkte es kaum,

daß Netta ihrerseits traurig und nachdenkend wurde. Sie erzählte, der alte Chor-Director hätte sie wieder den ganzen Tag geplagt mit einer größeren Partie, die er ihr einstudire, aber sie wollte sie nicht singen; mit einer Chorstimme, in der sie Niemand bemerke, sei sie ganz zufrieden, aber der Gefahr, ausgelacht zu werden, setze sie sich nicht wieder aus. Walther wollte ihr Muth einsprechen, aber sie wurde ganz böse und sagte, Beifall wolle und könne sie nicht erreichen, aber verspottet zu werden hätte sie nicht verdient. Philippinchen's freilich sehr thörichte Einwendungen machten sie erst recht ungeduldig. Die Alte war auf einmal Feuer und Flamme für das Theater und hörte nicht auf, Netta vorzumachen, wie sie agiren müsse, um ganz sicher den Beifall des Publicums zu erringen. Es war das erste Mal, daß die Drei, die nun seit Wochen jeden Abend zusammen verlebten, nicht recht mit ihren Stimmungen in Harmonie kommen konnten und das peinlich fühlten.

Da klopfte es an die Thür, und als Netta öffnete, grinste ihr das vom Weine geröthete Gesicht des alten Komikers entgegen.

„Ach,“ rief er, „endlich habe ich Dich aufgestöbert!

Mein Freund, der Agent, wußte nicht genau die Hausnummer, und seit einer Stunde poltere ich über alle Treppen hier herum! Grüß' Dich Gott, Netta!"

„Wer ist denn das?" rief Philippinchen ganz entsetzt.

Netta reichte dem alten Kameraden etwas verlegen die Hand und erwiderte beklommen den Gruß; der aber empfand das, obgleich er nicht ganz klar war, und warf einen prüfenden Blick durch das Zimmerchen. Als er Walther sah, der ihn verwundert anblickte, tappte er mit der rechten Hand nach der Thürklinke und hob die Linke mit der Mütze halb vor's Gesicht. „Pardon, Kind," sagte er grinsend, „ich konnte nicht denken, daß Du Besuch hättest, lieben, schmucken Besuch. Nun, laß gut sein, das findet sich wohl beim Theater, und ich gratulire!" Er that, als stolpere er tief verbeugt zurück, und Netta lachte laut auf, so urkomisch war die ganze Manier. Walther aber sprang heftig von seinem Stuhle auf und stellte sich zornroth vor den alten Mann. „Gründler," rief er, „kennst Du mich nicht, oder willst Du mich nicht kennen, um Deinen unschicklichen Spaß zu treiben?"

Der Alte blinkte mehrere Male mit den Augen, als wolle er sich den Blick klar machen, dann hielt er die Hand an die Stirn, als blende ihn Etwas, und nun rief er gutmüthig, fast erfreut: „Walther — weiß Gott, der Walther! Donner und Doria, was bist Du für ein blitzsauberer Junge geworden! Samiel hilf, ich hätte Dich fast nicht erkannt!" — Er drückte den Widerstrebenden stürmisch mehrere Male an die Brust und sagte lachend: „Nun hätten wir ja fast unsere halbe Meerschweinchenheerde wieder zusammen!"

Walther, so sehr ihm der Genosse früherer Jahre unsympathisch war, konnte sich doch der gutmüthigen Weise und der unwiderstehlichen Komik der Erscheinung nicht entziehen, während Philippinchen scheu zurückwich, als der Alte ihr seine breite Hand auf die Schulter fallen ließ, indem er rief: „Hole mich Dieser oder Jener, das ist wohl gar die alte Schulmeistermamsell, bei der Du damals in Kost warst, Netta? Kommen Sie an mein Herz, Scholastica, an meiner breiten Brust ist Platz für Zehn, wie Sie sind!"

„Ich heiße Philippinchen," sagte die Alte mit tiefem Knix, „und verbitte mir alle Ekelnamen und Zutraulichkeiten! So Etwas bin ich nicht gewohnt!"

Gründler achtete nicht auf die Antwort, sondern setzte sich unaufgefordert an den Tisch und fiel ungebeten über die Reste des bescheidenen Abendbrodes her. Kauend sagte er: „Dir geht's gut, Netta, und das freut mich. Weißt doch, daß ich Dich angebracht habe durch meinen Freund, den Agenten. Ich sage das nicht, daß Du mir danken sollst, oder gar um Dich anzupumpen, aber es freut mich."

Netta seufzte tief und schmerzlich. „Ich bin auch nicht undankbar, Gründler, Ihr habt's gut gemeint, und ohne Eure Hülfe hätte ich damals wirklich nicht gewußt, wohin; aber ich wollte, ich wäre zu Anderem zu gebrauchen."

„Bah," lachte der Komiker, „immer wieder die alten Raupen, die Dich damals plagten, von uns durchzubrennen mit großmüthiger Hinterlassung von sechs Kreuzern rückständiger Gage! Was half's? Du bist doch wieder auf den Brettern. Gieb das endlich auf. Und wenn Du zehnmal zu etwas Anderem geschickt wärest, wer nimmt denn Eine vom Theater? Ja, wenn Dir der liebe Gott eine andere Visage mit auf die Welt gegeben hätte! Aber so . . ."

Walther war wieder aufgesprungen. „Gründler,"

sagte er fest, fast gebietend, „laßt die Redensarten, oder nehmt den Thaler und tragt sie in irgend eine Bierkneipe, wohin sie besser passen mögen.“

Gründler schnellte das Geldstück mit den Fingerspitzen fort und sah den Zürnenden grinsend an. „Ei, der Grünschnabel wirft sich ja gewaltig in die Brust! Ja, bin ich denn bei ihm hier oder bei der Netta? An die habe ich aber einen Auftrag, und ehe ich den nicht ausgerichtet habe, werde ich mir die Thür nicht von außen ansehen!“

„Einen Auftrag an mich?“ fragte erstaunt das Mädchen, indem es die Hand auf Walther's Schulter legte, um ihn zu beschwichtigen. Philippinchen war auch neugierig hinzugetreten.

Der alte Komiker rieb sich die Stirn mit der Hand, als müsse er sich besinnen. „Ja, was war es doch?“ murmelte er vor sich hin. „Weiß ich doch, daß ich deßhalb herkam! Richtig! — Verstrichenen Winter hatte ich Engagement bei einer noblen Gesellschaft von Lumpengesindel, die der Zufall, recte die Schulden des Directors, über die Grenze in ein tiroler Gebirgsdorf verschlug. Eigentlich war es ein kleiner Badeort, und über Sommer sollen viele Gäste

hinkommen, vorzüglich wegen der Luft, der ich aber nichts Sonderliches anspüren konnte. Dazumal war noch eine Handvoll armer Brustkranker zurückgeblieben, denen das Rückreisen zu beschwerlich sein mochte, und die sehnlichst auf den Frühling paßten, der ihnen wieder Kräfte schenken sollte. Nun, für die Meisten wird er wohl den Kuckuck mitgebracht haben. Unter den Kranken war auch Einer, der immer so still und blaß am Fenster saß, wenn nur ein heller Sonnenschein sich in das Thal verlief. Das Gesicht kam mir gleich so bekannt vor, aber wer so viele verschiedene Gesichter zu sehen bekommt als Unsereins, wenn's Jahr lang ist, der fragt nicht mehr danach, wem sie gehören. Manchmal plagt's Einen aber doch. Schwernoth, wo könntest du den schon gesehen haben? — und ich zersann mir den Kopf. Da auf einmal — ich glaube, ich dachte an Dich, Netta — schoß es mir auf. Das ist der junge Schulmeister, den ich oftmals durch's Dorf gehen sah, als ich bei meinem Vetter, dem Roßwirth, ein paar Wochen auf dem Trockenen saß! Ich hätte mich noch nicht um ihn gekümmert, aber weiß der Himmel, wenn ich ihn sah, fielst Du mir jedes Mal ein, Netta, und nun

entsann ich mich auch, daß damals die Bauern gemunkelt hatten: „„Früher ist er dem Sebastian nicht über die Schwelle gekommen, aber seit die verlaufene Komödiantin da ist, hockt er ewig bei dem Alten! Man weiß schon, was das zu bedeuten hat!““

„Die Lästermäuler!“ rief Philippinchen zornglühend.

Netta war dunkelroth geworden. „Erzählt weiter, Gründler!“ rief sie mit bebenden Lippen.

„Ja, was weiter?“ sagte der Alte und verzerrte das Gesicht wie zum Lachen, aber es glückte ihm nicht. „Der arme Teufel war recht krank und ganz verlassen, denn die Wirthsleute bekümmerten sich auch nicht viel um ihn, wahrscheinlich weil das ohnehin nicht fette Portemonnaie immer dünner wurde. Ich faßte mir also ein Herz und ging zu ihm. Erst wollte er nicht viel von mir wissen, wenn er's auch nicht geradezu aussprach. Ich machte ihm Schnurren vor, das ist mir nun einmal zur anderen Natur geworden, ich kann's nicht lassen, aber er lachte nicht, niemals. Da wäre ich bald fortgeblieben, denn, Kinder, was soll ein Mensch mit mir anfangen, der nicht lachen kann? Der arme Kerl jammerte mich

aber doch zu sehr in seiner Verlassenheit. Nun kamen wir auf Netta zu reden, und da war es gleich, als kämen wir mitsammen in ein Fahrwasser, in dem es flott weiterging. Kinder, was soll ich noch viel sagen? Er wurde immer schwächer, und ich ging ihm alle meine freie Zeit nicht mehr von der Seite. Zuletzt quartierte ich mich ganz in sein Stübchen mit ein, einestheils weil es ihm dadurch billiger kam, anderentheils weil er doch auch Nachts oft Hülfe brauchte. Wie ich dabei mit meinem Puppenspiel zurechtkam, wußte ich selbst nicht. Das Volk wollte sich krank lachen über mich, und mir war, weiß Gott, nicht lustig zu Sinn. Wenn man das aber einmal von jung auf an sich hat! Ich machte auch meine Schnurren bei meinem Kranken weiter, aber nun hatte er sich schon daran gewöhnt. Er wußte so gut, daß es mit ihm zu Ende ginge, als ich, und wenn ich meine Witze darüber machte, verstand er's, als tractirten wir das ganz ernsthaft. Ich kann Euch das nicht beschreiben, aber wenn Einem die Thränen in die Kehle kommen und man sie so herunterlacht, das ist oft, als müsse man daran ersticken, aber man thut's nicht. Als es eben anfing, Frühjahr zu werden, kam ich

einmal aus der Probe und hörte den Kuckuck schreien. Nun ist's bald aus mit ihm, dachte ich, der holt ihn. Und so war es auch. Er ging so leise aus, mit dem Kopfe an meine Brust gelehnt, und dann durfte mir kein Mensch in's Zimmer kommen, sondern ich besorgte Alles allein. Weil er kein Katholischer, machten sie erst Weitläufigkeiten mit dem Begräbniß, aber da ließ ich nicht locker. Begleitet hat ihn freilich Keiner als ich, und das war gut, denn wenn die Leute mich an dem offenen Grabe gesehen hätten, sie hätten eine Stunde später nicht so herzlich über mich lachen können, und ich legte es nie so darauf an, als an jenem Abend. Meine Traurigkeit wollte ich allein haben, und als ich nach der Vorstellung in mein nun einsames Zimmer trat, mußte ich laut auflachen darüber, wie ich das dumme Volk angeführt und ihm für Lustigkeit verkauft hatte, was auf einem ganz anderen Baume gewachsen war."

Der Alte hielt ein. Ein schadenfroher Zug lag noch über seinem Gesichte, aber ein paar Thränen rollten darüber hin. Sonst war es still und lautlos im Zimmer. Walther hatte Netta's Hand ergriffen,

die leise vor sich hinweinte. Philippinchen lehnte an ihr.

Endlich fing der Alte wieder an, indem er sich mit dem Rockärmel immer wieder in's Gesicht schlug, fast als wollte er Fliegen abwehren, damit die Anderen ja nicht merken sollten, daß er die Thränen abwischte. „Ja, was quatschte ich denn da zusammen und vergesse die Hauptsache! Glaubt mir's, Kinder, ich werde alle Tage dümmer. Die alten Rollen weiß ich noch nothdürftig, aber sonst will gar Nichts mehr in den Kopf, und Alles vergesse ich. Das macht der Oeldampf, der zieht in's Gehirn. Man stirbt daran — aber Adagio, immer lento! wie der Stadtpfeifer sagt, wenn er das Accompagnement nicht kann. Da hat mir mein Freund noch Etwas mitgegeben für die Netta. Du lieber Gott, viel hatte er nicht zu vermachen, und seine Uhr habe ich bekommen, die werde ich tragen, so lange ich noch auf zwei Beinen umherpoltere auf der Welt, zu seinem Angedenken und niemals versetzen, sollte ich auch noch so sehr in der Dinte sitzen! Nein, Walther, Du magst's glauben oder nicht, ein Schurke will ich sein, wenn ich sie Gevatter stehen lasse!“

Er kramte aus der Tasche seines langen, fadenscheinigen und geflickten Ueberziehers ein Notenbuch heraus, vielfach eingewickelt in alte Theaterzettel. „Da,“ sagte er, „der Schullehrer meinte, Du hättest mit ihm daraus gesungen, und vorn hat er Dir mit zitternder Hand ein paar Abschiedsworte hineingeschrieben; aber lies sie erst, wenn ich fort bin, ich kann solche Geschichten nicht vertragen.“

Das Mädchen nahm das Buch, legte es aber gleich wieder nieder und verbarg, laut schluchzend, das Gesicht in beide Hände.

Der alte Komiker sprang auf. „Nun gehe ich ab,“ rief er, „hier lacht doch Keiner mehr über mich heute! Walther, jetzt könntest Du Deinen Thaler wieder hergeben, mir ist die Kehle ganz trocken geworden! Wir wollen mitsammen in's Bierhaus gehen und Eins auf alte Kameradschaft anstoßen! Hernach können wir ja jeder unseres Weges gehen!“ — Er griff schon nach der Mütze und war mit einem Satze an der Thür.

Walther zauderte. Es war ihm recht, daß der Alte jetzt ging, er hätte ihm auch die Begleitung nicht abschlagen mögen, aber es wurde ihm schwer,

Netta in diesem Augenblicke zu verlassen. Er richtete einen fragenden Blick auf das immer noch schluchzende Mädchen.

„Geh' mit ihm, Walther!“ flüsterte es.

„Sie will allein sein mit ihrer Erinnerung,“ dachte der junge Mann, und wie ein Gefühl von Eifersucht zuckte es ihm durch das Herz. Aber, als schäme er sich dieser Empfindung, drückte er das Mädchen fest an sich und preßte mit heißer Lippe einen Kuß auf ihre Stirn. Dann, erschreckt über sich selbst, stürmte er dem alten Kameraden nach, der schon auf der Treppe war. Die Treppe war finster. Gründler that, als stolpere er, und faßte nach Walther's Arm, aber nicht um sich zu halten, nur um ihn ganz nahe an sich heranzuziehen, und da flüsterte er: „Laß' sie, Walther. Er hat sie lieb gehabt, sehr lieb, und wollte sie heirathen. Es war besser, daß es nicht dazu kam.“

Walther trennte sich bald von dem alten Kameraden, der in der Bierstube gleich wieder allerlei Possen anfing und einen Kreis Lacher um sich versammelte. Netta war ihm heute eine ganz Andere geworden. Es hatte sie Einer geliebt und bis zum Tode nicht vergessen. Und als er sie an's Herz

gedrückt hatte zum ersten Mal im Leben, war ihm doch ganz anders zu Sinn geworden, als einem Bruder, der seine Schwester tröstet. Den Blick, mit dem sie das Buch angesehen hatte, das Vermächtniß des Freundes, konnte er gar nicht vergessen. Der kam aus dem tiefsten Herzen und verklärte das von Thränen gefüllte Auge.

IV.

Netta hätte Walther's verändertes Verhalten ihr gegenüber bemerken müssen, hätte sie nicht die Ursache davon einfach auf den Einfluß geschoben, den der Verkehr mit seinem Gönner auf ihn ausübte, und wäre sie nicht selbst still und in sich gekehrt gewesen im Andenken an ihren dahingegangenen Freund. Dazu nahmen ihre Gesangsübungen fast den ganzen Tag und alle ihre Kräfte in Anspruch. Walther kam zwar noch alle Abend, aber er war zerstreut, zurückhaltend und ging früher als gewöhnlich zum großen Verdruß von Philippinchen, die gar nicht begriff, was den jungen Menschen auf einmal angeblasen hätte, und die immer zitterte, der Komiker könne wiederkommen, vor dem sie sich fürchte, und den sie nicht anders als den Hanswursten nannte. Aber der alte Gründler kam nicht wieder.

Eines Morgens, als Netta in der Probe bei dem

alten Chor-Dirigenten war, wurde gemeldet, daß die erste Sängerin krank geworden sei, und da die Anderen jetzt kurz vor der Saison beurlaubt waren, kam die Direction in große Verlegenheit für die Abendvorstellung. Der alte Chor-Director wurde zur Berathung herausgerufen und trat nach kurzer Abwesenheit sehr erregt wieder ein, mit den Worten: „Liebes Kind, Sie müssen uns aus der Noth helfen. Ich habe die Nachtwandlerin vorgeschlagen, die Sie ganz fest mit mir studirt haben, wir haben nur ihre Partie zu probiren, alles Andere steht und die Anordnungen sind auch bereits getroffen. Die Handlung der Oper kennen Sie aus- und inwendig, da hat's keine Noth. Sie sangen sie oft genug im Chor mit."

Netta protestirte mit aller Gewalt, aber vergebens. Ehe sie sich dessen versah, stand sie auf der Bühne. Die Probe begann, und der alte Lehrer hatte nicht zuviel gesagt, — es fehlte keine Note. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Die Stimme ist da," sagte er, „und die hölzerne Manier wird sich schon noch abschleifen. Die übrigen Mitwirkenden, die Mitglieder des Orchesters, hatten halb verdrießlich die Probe durchgemacht und handwerksmäßig kein Zeichen der Auf-

munterung gegeben. Kaum war die Probe aus, als Alles schnell aus einander lief, und Netta nur noch hörte, daß der Chor-Director auf Einwendungen, die ihm von einigen Seiten gemacht wurden, lachend erwiderte: „Ja, eine Venus können wir aus ihr nicht machen!“

Netta hörte das, aber sie hatte sich resignirt. „Was liegt daran?“ sagte sie im Nachhausegehen vor sich hin, „das ist nun einmal mein Schicksal. Mögen sie mich auslachen oder nicht, mir gilt es gleich. Aber ich will nicht mehr weinen um den guten Schullehrer. Ihm ist wohl!“

Nun überfiel sie aber doch eine unbehagliche Empfindung. Sie hatte sich so fest vorgenommen, nicht wieder anders als unscheinbar im Chor auf die Bühne zu gehen, ja, sie meinte, sie hätte das Walther, der diesen Entschluß billigte, versprochen. Das Versprechen konnte sie sich freilich nicht mehr zurückgeben lassen, aber sie wollte es ihm erklären, wie es gekommen sei, wollte ihn bitten, in's Theater zu kommen, damit sie doch ein lebendes Wesen da hätte, das Theil an ihr nähme. Die Billette hatte man ihr, als sie fortging, wieder in die Hand gesteckt. Sie schlug den wohlbekannten

Weg nach der Villa ein, wo sie wußte, daß sie den Freund bei der Arbeit finden würde. Die Gitterthür zum Garten war nur angelehnt, und durch die offenen Glasthüren sah sie die Malergerüste im Saale. Flüchtigen Schrittes eilte sie den Kiesweg hinan, die Stufen hinauf und stand in dem Saal. Walther war nicht da. Netta wagte nicht, seinen Namen zu rufen, sie sah sich scheu um und stand schon wieder auf der Schwelle, um fort zu eilen, da hörte sie Stimmen durch das Gesträuch, und da bog auch schon Walther um das Bosquet, ihm zur Seite ein junger, elegant gekleideter Herr, der zutraulich den Arm in den Walther's gelegt hatte. Ein flüchtiger Blick, und sie hatte ihn erkannt — es war Reinhold. Seit Monaten hatte sie den Gedanken an ihn zurückgedrängt, ja, sie hatte sich eingebildet, ihn vergessen zu haben, und nun, bei seinem Anblick, trat die frühere Empfindung mit aller Kraft wieder vor ihre Seele. Scheu schlüpfte sie zurück in den Saal, hoffend, die beiden Männer würden vorüberschreiten, aber da hörte sie schon ihre Schritte auf den Steinstufen der Treppe. Kaum überlegend, was es that, huschte das geängstigte Mädchen hinter einen großen Carton, der auf einer Staffelei

in der halb dunklen Ecke des Zimmers stand, und kauerte sich nieder auf den Boden.

„Erlauben Sie, daß ich meine Arbeit fortsetze?“ fragte Walther.

„Thun Sie das, Walther,“ erwiderte Reinhold. „Ich sehe Sie so gern in Ihrer Kunstausübung. Was unter Ihrem Pinsel entsteht, indem wir plaudern, wird mich immer wieder an unsere Gespräche erinnern. Sie malen mir gewissermaßen ein Tagebuch hinein in den Schatten jenes Baumes.“

„Ich wüßte Ihnen so wenig zu sagen, was werth wäre, daß Sie sich dessen erinnerten,“ warf Walther lächelnd hin und mischte die Farben auf seiner Palette.

Reinhold schob sich einen Sessel heran, erröthete leise und sagte dann nach einer kleinen Pause: „Doch, Walther, Sie könnten mir vielleicht eine Auskunft geben, die ein Wesen betrifft, das seit längerer Zeit meine Gedanken, meine Phantasie, vielleicht mein Herz lebhaft beschäftigt, und das in mein Leben wunderbar eingriff.“

Walther sah ihn fragend an.

Ohne den Blick aufzuschlagen, fuhr Reinhold fort: „Erinnern Sie sich eines jungen Mädchens, das,

damals noch ein halbes Kind, bei der Gesellschaft Ihres Vaters engagirt war und nach einer Faustprobe, in der es das Gretchen spielen sollte, plötzlich die Gesellschaft verließ?“

„Netta?“ rief Walther und wurde roth bis in's Haar hinein.

„So nanntet Ihr sie!“ antwortete Reinhold. „Das Mädchen hatte ein glockenreines Organ und bildete später ihre prachtvolle Stimme bei einem alten Schullehrer aus, der sie in sein Haus nahm. Haben Sie wieder von ihr gehört?“

Walther schwieg eine Weile, als suche er einen Pinsel, der ihm abhanden gekommen sei. Vor wenig Tagen noch hätte er die Frage unbefangen beantwortet, heute machte sie ihn, und namentlich durch die Art und Weise, in der sie gestellt wurde, stutzig. Möglichst gleichgültig antwortete er dann: „Darf ich fragen, welches Interesse Sie daran haben, nach dem Mädchen zu fragen?“

Reinhold war selbst zu verlegen, um das Gezwungene in Ton und Antwort zu bemerken. Er erzählte dem jungen Maler, halb stammelnd, halb in überstürzter Erregung seine Beziehung zu Netta, deren

Organ und Stimme ihm einen so tiefen Eindruck gemacht hätte, die er selbst aber nie gesehen, schilderte, wie sie in seiner Einbildungskraft fortlebe, wie ihr selbstgeschaffenes Bild vor seiner Seele stünde, wie sie der Mittelpunkt seiner Poesie geworden wäre.

Walther malte schon lange nicht mehr. Er lehnte in athemloser Erregung gegen das Gerüst, und ohne eine Sylbe einzuwerfen, heftete er den glühenden Blick auf den Erzähler.

Reinhold hatte schon längst ein Wort der Theilnahme an seiner Mittheilung erwartet, und da Walther schwieg, steigerte er sich mehr und mehr in der Schilderung seiner Empfindung. Unwillkürlich übersetzte er seine lyrischen Ergüsse, die dem alten Barner so gemacht und erkünstelt vorgekommen waren, wieder zurück in die ungebundene Rede, und das mit solchem Eifer, daß er selbst an die Gluth seiner Empfindungen glaubte, wie er an die Wahrheit seiner Dichtungen geglaubt hatte.

Walther war zu jung, zu wenig welterfahren, um die Hohlheit der ganzen Neigung durchzufühlen; was ihm in so beredten Worten geschildert wurde, traf so sehr die eigene noch uneingestandene Empfindung, daß

Reinhold's Dichtungen bei Walther Wahrheit wurden. Reinhold sah die Erregung des Zuhörers, den Eindruck, den seine Mittheilung hervorrief, aber er hielt das für Theilnahme, für ein Zeichen der hingebenden Freundschaft.

„Sie sind der Einzige, der mich versteht, Walther," sagte er, und drückte den jungen Mann stürmisch an's Herz, der einzige Mensch auf der Welt, dem ich das so hätte aussprechen, so klar machen können."

In Walther kämpften zwei widerstreitende Empfindungen für Reinhold — die aufopferndste, Alles vergessende Freundschaft, die das Herz, das Lebensglück, Alles freudig hingegeben hätte, und ein Groll, eine Eifersucht, ein Zorn über die Ungerechtigkeit des Geschicks, die Jenen so hoch über ihn gestellt hatte in allen Begünstigungen des Lebens.

„Und wenn Sie dem Mädchen, das Sie nur in der Einbildungskraft kennen, persönlich, Auge in Auge, begegneten?" fragte er mit einem Ausdrucke, der kalt abstach gegen den warmen Freundschaftston Reinhold's.

„So würde der Augenblick über mein Leben entscheiden!" rief Reinhold schnell.

„Und wenn es ganz anders wäre als das Bild,

welches Ihre Phantasie Ihnen ausmalte?“ fuhr Walther fort.

„Das ist unmöglich!“ rief Reinhold. „Eine Harmonie zwischen Stimme und Erscheinung muß bestehen, eine andere vielleicht, als ich träumte, aber immerhin eine freundliche, hinreißende!“

Der Zwiespalt in Walther's Empfinden hemmte seine Erwiderung. Freundschaft, Dankbarkeit für den Mann, dem er so viel Erkenntlichkeit schuldete, mahnten ihn, aufrichtig und offen ihm von Netta zu berichten; ein anderes, halb unklares Gefühl, das er sich selbst so gern als brüderliche Fürsorge, als Pflicht uneigennütziger Kinderfreundschaft ausgelegt hätte, verschloß ihm die Lippen. Ein peinliches Schweigen trat ein, peinlich für drei Herzen, die in demselben Raume schlugen und doch keine Ahnung davon hatten, was den Anderen bewegte.

Der Zufall machte der unbehaglichen Lage ein Anfangs Allen erwünschtes Ende. Ein Wagen rollte an dem Gartengitter vor, und einige Freunde Reinhold's stürmten in den Saal. Ohne auf den Maler und seine Arbeit zu achten, entwarfen sie eilig Verabredungen für den Tag.

„Wir hatten eine Theaterloge für heute Abend genommen,“ sagte der Eine, „und sind doch nun in Zweifel, ob wir Gebrauch von derselben machen sollen. Die Vorstellung ist abgeändert, und eine ganz talentlose, dazu mordhäßliche Anfängerin singt die Nachtwandlerin.“

„Einerlei,“ warf ein Anderer ein, „wir sind doch zusammen, und was soll man nach einem guten Diner Besseres thun, als in der bequemen Theaterloge ausruhen?“

„Nur, wenn Sie versprechen, zu kommen, Reinhold,“ sagte der Erste, „soll es mir auf die Sängerin nicht ankommen.“

„Fragen Sie noch?“ rief spöttisch ein Dritter. „Baron Borken fehlt nie im Theater! Sie müssen irgend eine kleine Künstlerinnen-Liaison haben, so discret Sie dieselbe auch verbergen, Baron!“

„Besprecht das oben in Reinhold's Zimmer, wenn ich bitten darf,“ fing der Erste wieder an. „Der Farbengeruch hier unten fällt mir auf die Nerven. Wann endlich werden wir unsere Cigarren wieder hier rauchen können?“

Alle stürmten fort, und Reinhold nahm halb ver-

legen mit flüchtigem Gruße Abschied von Walther. Dieser, als er sich allein sah, warf heftig die Pinsel in den Kasten und stieß die Farben bei Seite. „Und für die Leute habe ich gearbeitet und mein Bestes eingesetzt!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn ich mir vorstelle, wie sie hier sitzen werden und gleichgültig den Cigarrenrauch hinblasen über meine Landschaften, vielleicht spotten über die genialen Entwürfe meines alten Bastler!“ — Er biß zornroth die Lippen über einander, denn ein anderer Gedanke als der an die eigene Production flog durch seine Seele. Es hielt ihn nicht länger, er mußte hinaus in's Freie. Er stürmte dahin auf einsamen Wegen, und nun dachte er nur noch an Netta. „Ich habe versprochen, ihr ein Bruder zu sein,“ flüsterte er vor sich hin, „und ich will es halten; ich will sie schützen gegen Jeden, auch gegen Reinhold. Gott sei Dank, daß sie Nichts ahnt von dem, was ich eben erfuhr, daß er sie nicht kennt und nicht erkennen wird! Aber ich werde auf der Hut sein. Sie, arglos, kindlich unerfahren, würde ihr Herz nicht schützen können gegen diese phrasenhafte eingebildete Neigung, denn Reinhold ist schön, liebenswürdig — ich habe es selbst erfahren —, und dieser

Schein, diese Sicherheit der Vornehmen üben eine Gewalt, der nur stolzestes Selbstbewußtsein zu widerstehen vermag. Sie wäre verloren, und das Verderben tritt nahe genug an sie heran. Künstlerinnen-Liaison! — Sagten sie nicht so? Sie sprachen schon von Netta, denn es ist kein Zweifel, daß sie es sein soll, die sie als ganz talentlose, häßliche Anfängerin bezeichneten."

Ein farbiger Theaterzettel an der nächsten Straßenecke bestätigte seine Vermuthung. Da stand Netta's Theatername als Amina. Walther's Aufregung wurde immer größer. „Also wird er sie sehen!" rief er und setzte dann mit bitterem Lachen hinzu: „Netta als Nachtwandlerin, das kann sie nicht, das ist unmöglich, man wird sie wieder verspotten! Aber ich will es nicht mit anhören, ich würde mich nicht halten können in meinem Zorn!" — Dann nach einer Weile fügte er hinzu: „Aber desto besser, so hat mit Eins die Sache ein Ende; je entschiedener sie durchfällt, desto weniger wird er sie erkennen, desto schneller wird seine hohle Phantasieneigung zusammenbrechen."

Es schien ihm unnatürlich, daß er nicht zu Netta eilte, und doch fühlte er, daß er das nicht vermocht

hätte. Aber das stand fest, er mußte in's Theater, mußte Netta und namentlich Reinhold beobachten. So ging er an die Theatercasse und kaufte ein Billet zu einem Platze, so versteckt als möglich, aber von dem er die Loge im Auge haben konnte, in der Reinhold mit seinen Freunden zu sein pflegte, was er leicht vom Cassirer erfragte. So, in fieberhafter Aufregung, sich selbst noch unklar, welche Empfindungen ihn bewegten, erwartete er in seinem ärmlichen Dachkämmerchen den Abend.

Netta hatte jedes Wort gehört, das Reinhold und Walther wechselten. Als die jungen Männer sich trennten, als der Saal leer war, schlüpfte sie leise aus ihrem Versteck hervor, und wie ein gescheuchtes Wild eilte sie fort. In welchen Aufruhr der Gedanken hatte sie jedes Wort gebracht! Was sie so mühsam zurückgekämpft glaubte, war auf einmal wieder da, mächtiger, verwirrender als je. Sie hätte jetzt Walther nicht begegnen, ihm nicht in's Auge sehen können, seit sie wußte, daß ihr Lebensgeheimniß vor ihm enthüllt war; sie hätte ihm niemals zu gestehen vermocht, daß sie ihn belauschte, so sehr das gegen ihren Willen geschah. Was hätte sie ihm antworten

sollen, wenn er sie mit brüderlicher Aufrichtigkeit gefragt hätte, was sie für Reinhold empfände? Wollte sie es doch sich selbst nicht gestehen! Die Scheu, dem Geliebten zu begegnen, war noch größer geworden. Das arme, geängstigte Mädchen vergaß ganz, was ihm noch an dem Abend bevorstände, ja, es war ihm ganz gleichgültig geworden. So kam es bei Philippinchen an und nahm sich fest vor, der Alten kein Wort davon zu sagen, daß es heute mit noch viel bedeutenderer Aufgabe vor das Publicum zu treten hätte. Aber an dem Tage sollte Alles anders werden, als das arme Kind dachte. Gründler war ihr schon zuvorgekommen und hatte Philippinchen das große Ereigniß in seiner Weise vorgetragen, und so gut als möglich begreiflich gemacht. Er war noch da, um es auch mit Netta zu besprechen, und Philippinchen hatte ihren Widerwillen gegen den alten Mann so weit bezwungen, daß sie ihn zurückgehalten hatte, damit er der Netta noch einmal verdeutsche, wie sie es machen müsse. Er, der Hanswurst und Prakticus, müsse ja das verstehen, und es könnte doch keine Hexerei sein, denn sie glaube, sie wisse es schon, aber sie könne es nur nicht recht begreiflich machen. Gründler

hatte auch wirklich angefangen, mit Philippinchen die Rolle der Nachtwandlerin durchzumachen, wobei diese freilich behauptete, das sei eine unanständige Geschichte und so gewiß erlogen, daß sie die Hand dafür in's Feuer stecken wolle. In dieser Beschäftigung fand Netta die Beiden und mußte nun das Kreuzfeuer ihrer Unterweisung aushalten. Das lenkte wenigstens ihre Gedanken ab und füllte die Zeit bis zum Anfange des Theaters, ja, manch praktischer Wink des alten Schauspielers machte Netta fester in ihrer Aufgabe. Philippinchen wäre ja um Alles in der Welt nicht zu Hause geblieben, und da Walther, der wohl von der ganzen Vorstellung Nichts wisse, nicht da war, mußte sie sich wohl die Begleitung des alten Komikers gefallen lassen, trotz ihrer Abneigung gegen ihn, die übrigens auch bereits bedeutend geschwunden war. Netta mußte trotz Allem, was sie beschäftigte, herzlich über das alte Paar lachen, denn Gründler war neben der selbstverspottenden Komik seiner Erscheinung noch so unwillkürlich possirlich in seiner Galanterie, die Philippinchen durch zimperlichen Anstand in Schranken zu halten suchte, daß es unmöglich war, sich diesem Eindrucke zu verschließen.

So begann die Vorstellung. In einer Prosceniumsloge, unmittelbar an der Bühne, saß Reinhold, ahnungslos, gleichgültig eine Oper erwartend, die er unzählige Mal gesehen hatte und sehr wenig schätzte. Ihm gegenüber, an einen Eckpfeiler gelehnt, stand Walther in fieberhafter Aufregung, mit fliegenden Pulsen, wie vor einer Lebensentscheidung. Weiter oben, in einer Loge des zweiten Ranges, diesmal ganz vorn an der Brüstung, Philippinchen und Gründler, zum höchsten Ergötzen der Umgebung ganz laut von Netta, von ihren Befürchtungen und Hoffnungen redend. Für Alle, die sie hörten — und das war ein großer Kreis, denn sie vergaßen ganz, daß sie nicht allein waren, — war Netta eine komische Figur, noch ehe sie auftrat. Sonst war das Theater ungewöhnlich leer. Netta war durchaus gleichgültig bei ihrer Aufgabe, und da sie sich überredet hatte, weder Reinhold noch Walther würden im Theater sein, war sie ganz ruhig geworden. Sie nahm die Unterweisungen des Regisseurs, welche freilich sehr spät kamen, wie die Aufmunterung des alten Chor-Directors geduldig hin und war vielleicht die Unbefangenste von Allen, denn sie sah ein, daß das Höchste, was sie erreichen konnte

und auch nur erreichen wollte, in den Worten eines theilnehmenden und wohlwollenden Collegen ausgedrückt war, der sie ermahnte, so gut wie gar nicht zu spielen, was die Rolle auch nicht eigentlich verlange, dann würde sie ja, nach der Probe zu urtheilen, wohl ohne Malheur durchkommen, und das sei schon genug für eine Anfängerin und Alles, was das Publicum, das zu zwei Dritteln auf Freibillette da sei, verlangen könne.

Ouverture und Introduction waren vorüber, und Netta trat auf. Sie sang ihre Noten correct aber leblos hin, stand unbeweglich da, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Tactstock des Capellmeisters gerichtet. Der Klang der Stimme frappirte im ersten Augenblick, aber der Eindruck erkaltete immer mehr. Reinhold erkannte die Stimme nicht, schon weil ihn die ganz fremde Erscheinung der Sängerin eher verhinderte, an sein Gretchenbild zu denken, als daß sie darauf hingewiesen hätte. Er wandte sich gleichgültig zu einem seiner Freunde in der Loge um und sagte: „Das ist eine langweilige Sängerin, und ansehen darf man sie schon gar nicht. Die Ausdruckslosigkeit des unschönen Gesichts und Gesanges könnte Einem

die übrigens schöne Stimme vollends verleiden.“ Er schien die Meinung des ganzen Publicums ausgesprochen zu haben, das der armen Amina gar keine Beachtung schenkte. Nur Philippinchen's Umgebung lachte, wenn auch nicht eben bemerkbar, da Alles ohnehin unter sich plauderte. So ging der erste Act zu Ende, mit dessen Erfolg Niemand zufrieden war, als Netta selbst, hatte sie doch ein Drittel ihrer Aufgabe hinter sich.

Der zweite Act begann unter vollkommener Theilnahmlosigkeit des Publicums. Netta kam und trat in ihrem weißen Kleide von leichtem Stoff ganz vorn an das Orchester, um der Begleitung so nahe als möglich zu sein. Das Vorspiel der Arie fing an. Da fiel ein Blick der Sängerin in die Prosceniumsloge dicht neben ihr. Reinhold's Bild tauchte ihr auf. War's ein Traum, war's Wahrheit? Sie intonirte ihre Arie wie mechanisch, glockenrein und sicher, aber als wären ihre Gedanken ganz fern ab, bog sie sich vor, über die Gasflammen der Rampe und starrte in die Loge. Auf dem weißen Kleide färbte sich, wo es über der Flamme bauschte, ein dunkler Streif, der höher und höher sich zeichnete und plötzlich in heller

Flamme aufschlug. Ein Schreckensschrei tönte durch das ganze Haus, aber nur einen Augenblick, denn die Einzige, die nicht erschreckt schien, war Netta. Sie trat einen Schritt zurück, nahm die Falten des weiten Gewandes mit beiden Händen zusammen und drückte die Flamme aus, dann sang sie ihre Coloratur weiter, das Orchester fortreißend, das einen Augenblick geschwankt hatte. Todtenstille folgte dem Angstschrei des Publicums, und darauf belohnte ein Sturm von Applaus die Unerschrockenheit des muthigen Mädchens. Netta stand da, wie aufwachend aus dem Traume, noch gar nicht verstehend, daß ihr der Beifall galt. Aber er wiederholte sich nach jeder Nummer, und als der Vorhang gefallen war, wurde sie immer wieder unter dem stürmischen Zuruf des Publicums von den Mitwirkenden hervorgezogen.

Alles drängte sich auf der Bühne beglückwünschend um sie, und das arme Kind konnte gar nicht fassen, was ihm begegnet war. Sie kam sich vor wie entrückt in eine andere Welt, berauscht vom Beifall, der ihr gegolten hatte. Also konnte sie das erringen, was ihren Kräften unerreichbar erschienen war? Wie eine lange im Dunkeln verkümmerte Blüthe plötzlich aufbricht

im Sonnenstrahl, fühlte sie eine Macht in sich entfaltet, die sie bis dahin nicht gekannt hatte, fühlte eine Fessel zerrissen, die seither alle Entfaltung gehemmt hatte. Thränen überströmten ihr Gesicht, und sie wußte jetzt, für wen und durch wen das Alles geschehen war, denn nur an ihn dachte sie durch alle die Wunder dieses Momentes. Sie hatte nicht lange Zeit zum Nachdenken, aber wie jubelte sie innerlich auf, als der Vorhang wieder aufrauschte, und wie anders trat sie jetzt heraus! Welche tiefe Empfindung im Glockenklang ihrer Stimme, welch' seelischer Schein im Ausdrucke ihrer Züge, auf denen sich Angst, Liebe, Glück malten! Die Züge waren nicht schöner geworden, aber der Ausdruck, der sie umstrahlte, ließ sie schön erscheinen; die Stimme hatte Nichts an ihrem Klang verloren, aber warmes Leben, rührendes Empfinden wogte in ihr und riß Alles fort.

Reinhold, der erst stumm da saß, keines Wortes, keines Zeichens des Beifalls mächtig, gab sich dann rückhaltslos dem Ausdruck seiner vollen Begeisterung hin. In seiner Loge wurde lebhaft darüber verhandelt, woher die wunderbare Sängerin käme, die bis dahin so ungekannt, so unbeachtet geblieben war. Ja, man

stritt darüber, ob sie schön sei oder nicht, und Reinhold stand auf der Seite der Bewunderer, selbst ihrer äußeren Erscheinung. Er wurde immer eifriger, immer begeisterter, und als man in ihn drang, Auskunft über die Künstlerin zu schaffen, er, der ja mancherlei Verbindungen mit der Bühne hätte, erinnerte er sich seiner Bekanntschaft mit dem Theater-Agenten und versprach durch diesen, der sicher Bescheid wisse, am anderen Tage die allgemeine Neugier zu befriedigen. In diesem Augenblick dachte er sicher nicht an sein Gretchen-Ideal, an den Gegenstand seiner Dichtungen, an seinen Traum seit Jahren. Alle seine Gedanken, seine Begeisterung galten der Sängerin vor ihm, und er hatte keine Ahnung davon, daß die schon halb Vergessene und die Neugefundene dieselbe und ihm so nahe wären. Walther hatte kein Auge von Reinhold gewandt seit jenem entsetzlichen Moment, in dem ihn Netta's Lebensgefahr alles Andere vergessen ließ. Ihm war in der wunderbaren Entwicklung des Mädchens dasselbe keine Andere geworden, nicht schöner, nicht begabter erschien sie ihm, und die allgemeine Anerkennung, der fast über das gerechte Maß gehende Beifall riß ihn nicht mit hin. Aber den Blick hatte

er gesehen, mit dem Netta Reinhold entdeckte, das Geheimniß mit scharfsichtiger Eifersucht durchschaut, das diese Wandlung hervorrief. „Sie liebt ihn!“ sagte er sich, und das war ihm Alles. Der Vorhang war zum letzten Mal gefallen, die Bewunderung der jungen Sängerin war allgemein, der Ausdruck derselben auf allen Lippen, und die Menge zerstreute sich. Walther drängte sich in gewaltsamer Aufregung hinaus, und kaum wußte er, weßhalb, drückte sich in einen tief im Schatten liegenden Mauervorsprung am Ausgang des Theaters. Da harrte er regungslos, bis Reinhold heraustrat, umgeben von dem bunten Kreise seiner Gesellschaft. Reinhold stieg mit mehreren seiner Freunde in den bereit stehenden Wagen, und erst als er gehört hatte, daß dem Kutscher ein elegantes, von der vornehmen Gesellschaft gesuchtes Kaffeehaus als Ziel genannt war, schlüpfte Walther aus seinem Versteck hervor. „Er hat sie nicht erkannt, sucht sie nicht auf,“ murmelte er vor sich hin; aber er schien sich noch nicht sicher genug. Er eilte zu Netta's Wohnung, sah auch sie aussteigen aus dem Theaterwagen, ließ sie an sich vorbeischreiten, und sein Athem stockte, als er ihr so nahe war. Aber er begrüßte sie nicht

und blieb fest angewurzelt stehen, stundenlang, die halbe Nacht hindurch. Er wollte ihre Schwelle bewachen. Sein Herz pochte gewaltig, und das Blut stieg ihm in die Stirn. Er konnte, ja, er wollte es sich nicht mehr verschweigen, er liebte das Mädchen aus tiefstem Herzen, mit aller Gluth der Sinne, nicht weil sie ihm weniger unschön erschien als sonst, ja, fast schön vor seinen Gedanken stand, nicht weil die Menge ihre plötzlich entfaltete Begabung erkannt hatte und sie mit Huldigung überschüttete, aber weil er fürchten mußte, sie zu verlieren, weil er den Gedanken nicht ertrug, sie einem Anderen zu gönnen, weil in der Eifersucht seine Liebe wahr und mächtig hervorgebrochen war. Walther blieb stehen, bis der alte Gründler aus dem Hause an ihm vorbei taumelte, bis das Licht in Netta's Dachstübchen verloschen war. Dann ging er heim, halb beseligt von einem ungekannten Glück, halb zum Tode betrübt von ungekanntem Schmerz. Ja, er liebte. —

V.

Netta wußte nicht an jenem Abend, wie sie wieder in ihre Wohnung kam. Alles erschien ihr wie ein Traum. Philippinchen und Gründler, die sie erwarteten, hielten ihr verändertes Wesen für die nothwendige Folge der Aufregung und des Erfolges. Und nun kam Walther nicht an dem Abend, seit zwei Monaten das erste Mal, daß er ausblieb! Philippinchen hatte ihm seinen Teller hingestellt, sein Abendbrod aufgehoben, bis es spät in der Nacht, Gründler längst fort war, und sie die Hoffnung aufgeben mußte, daß er noch kommen könnte. Netta hatte sein Ausbleiben nicht bemerkt.

Eine Stunde, eigentlich ein Moment hatte ihre Stellung, ihr Leben, sie selbst vollkommen umgewandelt. Sie am wenigsten konnte es verstehen, in welchem Maße, zu welcher Tragweite diese Wandlung geschehen war, und als sie am anderen Morgen nach

einer wirren, halb schlaflosen, halb von Fieberträumen unklaren Nacht die Augen aufschlug, mußte sie sich selbst besinnen, was denn Traum gewesen sei, und erstaunt sah sie sich in ihrem kleinen, bescheidenen Dachstübchen wieder.

So selten im ruhigen Entwickeln bürgerlich geordneter Lebensverhältnisse, so oft tritt uns im Entwickelungsgange dramatischer Künstler solche plötzliche Wandlung entgegen. Wie viel unbeachtete, schlummernde, im Schatten glänzender Erscheinung übersehene, dazu in falscher Beschäftigung verkümmerte Talente, krankend, weil sie das Zutrauen zu ihrer Kraft verloren, stellte nicht der Zufall in einem Momente in das volle Licht, und Muth, Selbstvertrauen, Gunst der Menge, für die das plötzliche Auffinden eines solchen Talentes einen eigenthümlichen Reiz hat, sind da und tragen weiter!

Netta dachte kaum an die Consequenzen ihres Erfolges, und nur Eins hielt sie in fieberhafter Angst und Aufregung: Reinhold hatte sie gesehen — hatte er sie auch erkannt, so fragte sie sich, und in ihr sein Gretchen-Ideal, von dem sie selbst sich doch so verschieden wußte?

War nicht dann, mit dem Sehen, seine ganze Illusion zerronnen, hatte sie ihn nicht verloren in demselben Augenblicke, in dem sie so Vieles gewonnen? Und war sie denn wirklich so häßlich? Scheu, als thäte sie ein Unrecht, als befrage sie einen Zauber, schlich sie an den kleinen Spiegel, strich die noch aufgelösten dunkeln, widerspenstigen Haare aus der Stirn und blickte lange prüfend ihre eigenen Züge an. Sie waren nicht schön; aber wie erst die scheue Angst, dann das Lächeln über ihre eigene Thorheit, dann ein plötzlich aufblitzender Gedanke an ihnen wechselten, vergaß sie fast, daß sie ihr eigenes Bild sah, so anders als sonst erschien es ihr. Welcher Gedanke war es, mit dem sie vom Spiegel forteilte und sich dann hoch und muthig aufrichtete? „Wenn mir die Natur die Schönheit, die Anmuth versagte," dachte sie, „mit der sie Andere, Begünstigtere ausstattete, gab sie mir Etwas, womit ich die Ungunst der Erscheinung überwinden, ausgleichen kann." „Der Schein ist Dir versagt, nur der Klang ist Dir gegeben," hatte Sebastian ihr so oft wiederholt; aber gestern hatte sie es erfahren, daß ihr noch mehr geworden war als der kalte, leblose Klang; sie fühlte die Kraft, ihn zu be-

leben, und die Fähigkeit, in ihn ihr Empfinden zu kleiden. Aber früher schon, wenn sie bei Sebastian sang, obgleich nur auf Momente, war ihr das gelungen, dann war die Kraft wieder erstarrt. Sollte das wieder so sein, sollte sie, was ihr für den gestrigen Abend geschenkt war, nicht auf's Neue verloren haben? Was sie nie vorher gethan hatte, kam ihr jetzt unwillkürlich: sie probirte ihre Stimme, probirte sie, ob sie fähig wäre, der Bote ihres Empfindens zu werden, ihre Erscheinung vergessen zu machen. Mächtig, daß sie fast selbst davor erschrak, tönte die Stimme im kleinen Raume, glockenrein, und wie erst wechselnd auf ihren Zügen, malte sich jetzt im Klange die ganze Schattirung ihres Empfindens!

Erschreckt aus der Küche, in der sie das Frühstück bereitete, kam Philippinchen hereingelaufen und blieb wie erstarrt still in der Thür stehen. Wie eine Priesterin, halb bekleidet, mit aufgelöstem Haar, leuchtendem Auge und hoch aufgerichtet, stand das Mädchen da und ließ wie begeistert ihre prachtvolle Stimme ausströmen in immer volleren Klängen.

„Herr Gott," rief Philippinchen halb vor sich hin, „es ist ihr zu Kopf gestiegen — ich habe es

gleich gedacht — das arme Geschöpf! Netta, mein Kind," fuhr sie dann fort und traute sich einen Schritt näher, „was singst Du denn hier unnützer Weise, wo Dir Niemand Etwas dafür giebt, und die Leute im Hause nur zusammenlaufen werden? Sollen sie es denn Alle wissen, daß Komödiantenvolk hier wohnt, und die gute Wirthin uns am Ende noch aus der Wohnung weist? Sie hat mich eben noch gefragt, was wir denn gestern Nachmittag hier so getobt hätten, und ich habe ihr vorlügen müssen, der alte Hanswurst sei ein Bauer aus unserem Dorfe und stocktaub, daß wir hätten schreien müssen wie die Zahnbrecher, nur um ihn zum Kaffee zu nöthigen. Wenn Du Dich aber hinstellst am frühen Morgen und den Spectakel machst, kann ich uns mit aller Gewalt nicht mehr herauslügen."

Netta warf einen kühnen, lang aushallenden Triller wie jubelnd in die Luft und schloß dann die alte Freundin zärtlich in die Arme, was diese freilich nicht von ihrer Angst befreite, daß dem Mädchen der gestrige Abend in den Kopf gestiegen sei und ihrem Verstande Schaden gethan hätte. Kopfschüttelnd sah sie ihr zu, wie sie zerstreut, träumend dasaß, und

mahnte noch vor der Zeit, doch ja pünktlich in die Gesangübung zu gehen, sonst zahle man ihr sicher am Letzten des Monats die dreißig Thaler nicht wieder aus, und hier in der Stadt liefe Einem das Geld so zwischen den Fingern fort.

Netta strich sich das Haar zurecht, warf ihr armes, abgetragenes Kleid über und ging. Als sie, eine der Ersten, in das Chorprobezimmer trat, empfing sie der alte Lehrer jubelnd und mit überschwänglichen Glückwünschen. Wie zufällig war auch der Theater-Agent schon da und suchte die Ueberschwänglichkeit des Freundes durch Zweifel, Einwendungen, Ausstellungen zu dämpfen. Er wollte augenscheinlich die zu hohe Meinung, welche Netta von ihrem Erfolge haben konnte, in bescheidene Schranken zurückführen. Zu Netta, die er kaum begrüßte, sprach er gar nicht, nur zum Chor-Director.

„Ja,“ sagte er, „das war einmal solch glücklicher Wurf, der nicht immer gelingt.“

„Aber die Stimme, die Coloratur, die Sicherheit!“ rief der Chor-Director.

„Lieber Freund,“ erwiderte der Agent, „vergessen Sie nicht, daß ich es war, der Sie auf die Stimme,

auf das höchst schätzenswerthe Material aufmerksam machte; damit sind wir aber noch lange nicht am Ziel. Gestern wirkten nun noch viele Zufälligkeiten mit. — Sie können doch nicht jeden Abend ein Kleid anbrennen lassen; dabei haben Sie sich brav benommen," fügte er, zu Netta gewandt, hinzu, „und es hat Ihnen Ihr Muth auch gleich Früchte getragen. Ich würde aber nicht rathen, so bald wieder mit einer größeren Partie herauszutreten; es war doch noch Vieles, namentlich in der ersten Hälfte der Rolle, sehr unfertig, sehr schülerhaft. Nur ums Himmels Willen keine zu hoch greifenden Illusionen! So weit sind wir noch lange nicht. Aber Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, daß Sie mir Ihre hiesige Stellung verdanken. Ich werde Ihnen den Weg bahnen zur Carrière, ja, wenn es Ihnen recht ist, machen wir gleich einen Contract; in den nächsten Wochen führt mich ohnehin eine Geschäftsreise fort.

Der alte Chor-Director trat dazwischen. „Werther Freund," sagte er, „hier in meinem Chorprobezimmer werden überhaupt keine Contracte gemacht, und unsere Probe geht gleich an."

„Es hat auch keine Eile," sagte spöttisch lächelnd

der Agent, wenigstens für mich nicht. Habe ich denn nicht zufällig den Revers hier?“ — Er zog seine große Brieftasche hervor und blätterte eine Weile. — „Sehen Sie hier, lieber Freund, das Fräulein hat sich verpflichtet, so lange es der Bühne angehört, nur durch mich ihre Contracte zu schließen. Ich kann es engagiren, wohin ich will. Nicht wahr, liebes Kind, Sie wissen das? Aber Sie wissen auch, daß Niemand Ihre Interessen so wahrnehmen wird als ich. Apropos, unser gemeinsamer Freund Gründler — er hat Sie doch aufgefunden? Ich fürchte, er trinkt jetzt Etwas zu viel, das macht ihn vor der Zeit alt, und es wird seine Schwierigkeiten haben, ihn wieder anzubringen. Ich thue gewiß, was ich nur kann, aber da werden Sie am Ende auch noch ein kleines Opfer bringen müssen. Wir besprechen das, wenn wir den Contract machen. — Er ging, ohne eine Erwiderung abzuwarten.

„Nehmen Sie sich in Acht, thun Sie Nichts ohne meinen Rath,“ sagte der Chor-Director, als der Agent zur Thür hinaus war.

Netta hatte sich kaum um die ganze Unterredung bekümmert. Anspruchslos wie früher, wenn auch zer-

streut, ging sie an die Gesangübungen. Das Theater und ihre Erfolge auf demselben waren es nicht, was ihre Gedanken beschäftigte. —

Reinhold war erst spät in der Nacht nach Hause gekommen und schlief noch, als Walther schon lange, ja, seit Anbruch des Tages bei seiner Arbeit war. Sie neigte sich zum Ende, und er arbeitete mit fieberhafter Hast. Er wollte so schnell als möglich fertig werden, denn die Sehnsucht des Wandervogels regte sich mächtig in der Brust des jungen Malers. „Ueber die Alpen!" sagte er vor sich hin. Da wollte er vergessen, denn seit gestern wußte er, daß er Etwas zu vergessen, einen Hoffnungsstrahl aus dem Leben zu streichen hätte. Aber er war kein verwöhntes Kind des Glückes und von Jugend auf dazu gestählt, zu entsagen. Er nahm auch die neue Entsagung nicht hin mit weichlichem Verzagen, sondern wie eine Nothwendigkeit, die getragen und überwunden werden müsse. Er fühlte, daß in seiner Kunst der Ersatz läge, und fühlte das mehr und mehr bei jedem Pinselstriche, den er auf die Wand warf. Vielleicht hatte er das gesund machende Glück der Production nie empfunden wie in diesem Augenblicke, denn es war

ganz rein von eiteln oder ehrgeizigen Hoffnungen. Er überschlug den Preis, welchen ihm Reinhold für seine Arbeit durch den Lehrer hatte in Aussicht stellen lassen, und es blieb noch ein, wenn auch allerbescheidenstes Reisegeld. Er hatte also eine seit der Kindheit mit ihm aufgewachsene Hoffnung zu verwirklichen, wenn auch ein Schatten darüber hinfiel, den die letzten Tage mit ihren Erfahrungen geworfen hatten. Nun machte sich der junge Mann Vorwürfe, daß er am vergangenen Abend nicht bei Netta gewesen sei, schalt seine Feigheit, ihr entgegen zu treten, und beruhigte sich wieder durch die Annahme, sie brauche seine Freundschaft nicht mehr. In dem Entschlusse, zu überwinden, glaubte er schon überwunden zu haben. Die Jugend traut sich immer mehr Kraft zu, als sie besitzt, und verwechselt leicht das Wollen mit dem Vollbrachthaben. Walther waren doch auch nicht allein die Schleier über sein eigenes Empfinden für die Jugendgefährtin fortgehoben, sie selbst stand ihm seit gestern Abend in ganz anderem Lichte da, und er mußte sich gestehen, daß ihr Herz, freilich in der Neigung für einen Anderen — denn ihm war der Blick nicht entgangen, mit dem sie Reinhold

erkannte —, aus dem unscheinbaren, wie man meinen mußte, unbegabten, auf untergeordnetste Stellung gewiesenen Kinde eine reich ausgestattete Künstlernatur plötzlich entfaltet hatte, die berechtigt war, anerkannt, bewundert und geliebt zu werden. Mit seiner hohen Auffassung der Kunst schien ihm auf einmal die Kluft zwischen Reinhold und der schnell zum Ruhm aufsteigenden Sängerin ausgefüllt. Daß sie sich liebten, war ihm sicher.

Nun hörte er es über sich lebendig werden. Reinhold mußte aufgestanden sein. Der ganze Zorn der Eifersucht trat ihm wieder an's Herz. Er übersah seine Arbeit, die nahezu vollendet war; der Pinsel flog mit der Hast des Fiebers, mit der Energie des Zornes und setzte hier ein scharfes Licht, da einen tiefen Schatten ein. Was er vor wenigen Tagen nicht gewagt hätte, gelang ihm heute, und die Bewegung des Herzens machte den zaghaften Schüler zum energischen Künstler.

Da meinte er Reinhold's Schritt auf der Treppe zu hören, und ohne Besinnen warf er Pinsel und Palette bei Seite. Er wollte ihm jetzt nicht begegnen, fühlte in sich nicht Kraft genug, ihm unbefangen ent-

gegentreten zu können, und er fürchtete, wenn es ihm ja noch verschwiegen sei, Reinhold über die Identität Netta's mit der Sängerin, die ihn sichtlich so begeistert hatte, aufklären zu müssen. Ehe Reinhold in den Gartensaal trat, war Walther im Freien. Aber Reinhold vermißte ihn kaum, denn mit ganz Anderem beschäftigt, war er auf dem Wege zum Theater-Agenten. —

Während nun Netta noch in der Probe war, hatte sich der alte Gründler schon wieder bei Philippinchen eingestellt, in eigenthümlicher Aufregung, die aber diesmal zum größten Theile der Theilnahme an Netta's überraschend verändertem Geschicke zuzuschreiben war. Die Alte verstand langsam die ganze Bedeutung, schlug über alle die Wunderdinge, welche sich nun begeben würden, die Hände über den Kopf zusammen und sagte dann jedes Mal: „Ich verstehe das nicht, aber Sie, Herr Gründler, der Sie ja Ihr ganzes Leben lang solche Narrenspossen getrieben haben, müssen es ja wohl wissen.“ — Gründler erklärte nun, jetzt heiße es das Eisen schmieden, denn warm sei es, und „ein Bißchen Etwas thun“ sei unumgänglich nothwendig. Das Reden hatte er schon am ver-

gangenen Abend und gleich an diesem Morgen fleißig selbst übernommen und in so und so viel öffentlichen Localen bereits den Ruhm seiner ehemaligen Collegin ausposaunt; aber das hatte auch seine mehr als bescheidenen Mittel bereits so weit erschöpft, daß er, wohl oder übel, Philippinchen's Casse in Anspruch nehmen mußte, die denn auch herausrückte, aber immer die Ermahnung hinzufügte: „Trinken Sie nur keinen Tropfen mehr, Herr Gründler, Sie halten es nicht aus.“

Ob der alte Komiker die Warnung beherzigte, muß dahin gestellt bleiben, genug, er lief ab und zu, ungeduldig Netta's Rückkehr erwartend, und kündete dabei, zu Philippinchen's Entsetzen, eine große Schaar von Besuchern an, von Recensenten, Zeitungsredacteuren, Kunstenthusiasten, von denen allen sich aber Niemand sehen ließ, obgleich Philippinchen der Anmeldung doch so weit Glauben schenkte, daß sie sich in ihren besten Putz geworfen hatte und feierlich in der Ecke ihres ärmlichen Sopha's saß. Gründler hatte ihr begreiflich gemacht, sie hätte nicht allein an Netta's nunmehrigem Glanz Theil zu nehmen, sondern auch die Pflicht als würdige Theatertante, Schutz und

Repräsentation ihres Pfleglings zu übernehmen. Dann faßte Philippinchen, die keine andere Hülfe sah, krampfhaft des Alten Hand, zog ihn in die andere Sophaecke nieder und rief angstvoll: „Ach, Herr Gründler, Sie stehen mir doch bei, Sie wissen ja so schön mit solchen Narrenspossen Bescheid!"

Gründler versprach Alles, und so saßen die beiden Alten auf dem Sopha, die Besucher erwartend, die kommen sollten, die Wunderdinge gefaßt erharrend, die ihnen bevorstünden, und zumeist ungeduldig auf Netta's Heimkehr und auf ihre Mittheilungen über Alles, was ihr widerfahren sei. Aber Netta ließ lange auf sich warten. Endlich trat sie ein, erschöpft, verstimmt, mißmuthig. Sie gab karge Antworten und blieb nur dabei, wenn die Hetze und das Einstürmen auf sie so fortginge, machte sie sich auf und davon, und wenn sie betteln müsse, um sich ihr Brod zu verdienen. Der alte Chor-Director hatte ihr einen ganzen Berg neuer Partieen angeschleppt, die sie alle sofort studiren müsse, der Intendant, der Capellmeister hätten der Eine Dies, der Andere Jenes verlangt, Theaterzeitungen hatte man ihr in's Chorzimmer gebracht, der Theater-Agent sei auch wieder erschienen

und hätte darauf gedrungen, sie müsse eine andere, elegante Wohnung schon morgen beziehen, die er auch schon gefunden und gleich für sie gemiethet hätte. Endlich sei sie davon gelaufen und hätte Alle stehen lassen. Gründler sah bei jedem Wort Philippinchen triumphirend an, daß seine Voraussagungen bereits einträfen, und schilderte, wie sie nun im Golde wühlen würden. Die Alte beobachtete seine Erregtheit mit ängstlichen Blicken und flüsterte Netta zu: „Er hat zu viel getrunken, der arme Kerl, aber Alles für Dich, denn er meint es gut, die redliche Seele."

Auch das sollte Netta noch verantworten. Schwankend richtete sich Gründler auf, legte die breite Hand auf des Mädchens Kopf und sagte mit einer Feierlichkeit, die an ihm unwiderstehlich komisch war: „Netta, Du bist nicht mehr Netta, und so dürfen wir Dich auch nicht mehr nennen. Von dieser Stunde heißt Du Antonie, oder besser Antonina, und ich gehe jetzt, um den Ruhm der gefeierten Antonina weiter zu wühlen. Der Rest ist Deine Sache." Er schwankte fort.

„Antonina!" declamirte Philippinchen feierlich, wollte Netta umarmen, fiel aber in Gründler's Arm. Netta lachte zum ersten Mal an dem ganzen Tage,

aber ihre Verstimmung gewann gleich wieder die Oberhand und ungeduldig rief sie: „Geht doch nur, Gründler, und plagt mich nicht auch noch, ich weiß ohnehin nicht mehr ein noch aus!“ Sie ging an den Tisch, ließ den Kopf auf beide Arme sinken und wehrte mit Kopfschütteln auch Philippinchen's Liebkosungen ab, die Gründler bis auf die Treppe folgte und flüsterte: „Herr Gründler, Ihr müßt doch solche Narrenspossen schon oft durchgemacht haben. Was soll man denken von dem Kinde?“

Gründler lallte: „Primadonna-Nücken, die kommen jetzt, das ist nicht anders.“

„Nicht?“ erwiderte Philippinchen, ohne auch nur entfernt zu verstehen, was er meinte. „Nun, wenn es nicht anders ist, was einmal dazu gehört, muß ich ja ausstehen. Aber an der Wiege ist mir das nicht gesungen.“ Sie redete nun Netta nicht mehr an, sondern ging kopfschüttelnd ab und zu, vom Zimmer in die Küche, und wieder zurück.

Da kamen langsame Tritte die Treppe herauf, wohlbekannte Tritte, und Philippinchen, die gerade in der Küche war, jubelte auf: „Endlich der junge Mensch!“ rief sie, „der wird uns beistehen, denn

meistentheils ist er verständig. Gott sei Dank, Herr Walther, daß Sie da sind. Ja, wo steckten Sie denn gestern Abend? Netta, glaube ich, hat's nicht gemerkt, daß Sie nicht kamen, aber ich habe das Bischen Abendbrod hingehalten bis spät in die Nacht."

Ueber Walther's Gesicht zuckte ein schmerzlicher Zug. „Ist Netta zu Haus?" fragte er.

„Eben erst gekommen!" erwiderte geschäftig Philippinchen. „Ja, wissen Sie denn, Herr Walther, was passirt ist, und was Alles noch passiren soll?"

„Ich war gestern im Theater," sagte Walther, „und ich weiß Alles."

„Gott sei Dank," rief Philippinchen, „ich könnte es Ihnen auch nicht auseinander setzen, denn mir macht es den Kopf ganz confus."

„Lassen Sie mich allein mit Netta!" bat Walther, „gehen Sie inzwischen zur Wirthin hinüber. Ich habe mit dem Mädchen zu reden, aber ich werde kurz sein. Ich nehme Abschied, denn vielleicht schon morgen wandere ich nach Italien und komme wohl lange, lange nicht wieder."

„Sie wollen fort, Walther?" rief die Alte, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Ja, dann

sind wir ja ganz verlassen, ganz ohne Stütze. Aber, mein Gott, Walther, was wollen Sie denn da weithin anfangen? Da kommen Sie ja wohl gar nicht glücklich hin. Nun, Sie müssen es besser wissen, aber wir, wie sollen wir ohne Sie zurecht kommen?“

„Es wird Ihnen nicht an einer Stütze, an Rath, an Freundschaft fehlen, meine Hand darauf,“ sagte der junge Mann, reichte Philippinchen die Hand und schritt in's Zimmer.

Weinend sank die Alte auf dem Bänkchen am Heerde zusammen. „Und das soll nun ein fabelhaftes Glück sein, sagt der Hanswurst!“ rief sie schluchzend.

Netta schreckte auf, als Walther eintrat, ging ihm aber freundlich entgegen, wenn auch mit verlegenem Erröthen. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit sie ihn im Besitz ihres Herzensgeheimnisses wußte, und daran dachte sie mehr als an ihren Erfolg vom vergangenen Abend. Walther machte es ihr nicht leicht, ihre Verlegenheit zu überwinden. Er selbst stand zurückhaltend, befangen und ernst ihr gegenüber, und beide wußten die erste Anrede nicht zu finden. Walther faßte sich zuerst und fing an: „Wenn ich nicht gestern Abend schon kam, Dir Glück zu wünschen,

zu dem überraschenden Erfolg, der Dir wurde, so weißt Du doch, daß es nicht Mangel an Theilnahme war ....

„Ach,“ unterbrach ihn das Mädchen, gereizt durch den gezwungenen Ton der Anrede, „ich bitte Dich um Alles in der Welt, fange Du mir nicht auch noch davon an! Den ganzen Tag habe ich Nichts weiter gehört als das, bin damit geplagt worden zum Närrischwerden, und es ist gerade, als ob kein Mensch mehr einfach wie sonst mit mir verkehren könnte. Von den Theaterleuten will ich es ja gar nicht anders verlangen, aber der alte Gründler, Philippinchen, und nun Du auch noch! Ihr thut gerade, als wäre ich mit gestern Abend erst auf die Welt gekommen.“

„Netta,“ sagte Walther, „Du hast in Deiner Verstimmung auch wirklich fast das rechte Wort getroffen. In gewisser Beziehung bist Du auch gestern eigentlich erst auf die Welt gekommen, denn Deine Freunde, Du selbst, haben erst erfahren, was Gott Dir Alles für diese Welt mitgegeben hat, und ein neues Leben für Dich fängt an.“

„Thu' mir den Gefallen, Walther, und hebe nicht auch die Litanei an, mit der mich die Anderen schon

genug marterten. Ja, was ist denn groß anders? Bin ich gewachsen, habe ich ein anderes Gesicht, eine andere Stimme bekommen? Früher sang ich ruhig im Chor und war damit ganz zufrieden. Das wurde mir leicht, und meine Gage reichte gerade aus, daß ich mit Philippinchen den Monat durchkam. Nun soll ich mich von Morgens bis zum Abend mit großen Rollen plagen, in allem dem Aerger bleiben, den ich schon heute reichlich durchmachen mußte, Neid und Mißgunst ertragen, wie ich das von Kindheit an kenne, und schließlich läuft es auf eine etwas höhere Gage hinaus, für die sie mich nun in ein Prunkzimmer bringen wollen, in dem ich mich niemals wohl fühlen werde. Auf Dich hatte ich noch gerechnet, Walther, daß Du mir die Anderen wieder vernünftig machen solltest, und nun sehe ich, daß Du eben so toll bist als sie Alle!" — Sie setzte sich wieder an den Tisch, als wolle sie Nichts weiter hören. Walther rückte sich einen Stuhl zu ihr hinan, ganz dicht, und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Netta," sagte er, „Du hast Dir das Alles noch nicht überlegt, und Ueberlegen ist überhaupt niemals so recht eigentlich Deine Sache gewesen. Das hilft

aber nicht im Leben. Sonst hast Du immer gesagt, Du hättest kein Talent, es hülfe Dir doch Nichts, wolltest Du Dich drum mühen. Jetzt wissen wir Alle, daß Du Talent hast, vielleicht ein großes, bedeutendes. Jetzt ist's an Dir, Dich tragen, heben zu lassen."

„Und was weiter?" rief Netta unwillig. „Wenn mir wirklich Talent gegeben ist, nun so habe ich schon heute einsehen können, daß mir damit nur eine Last mehr aufgebürdet wurde für's Leben, und ich hatte schon genug!"

„Gut," sagte Walther, „nimm's wie eine Last; aber Du darfst sie nicht abschütteln, mußt sie tragen mit aller Kraft, die Dir zu Gebote steht."

Netta streckte die Hand aus, als wolle sie ihn hindern, fortzufahren, sah eine Weile vor sich hin und rief dann: „Sage mir das einmal ordentlich und einfach, wie Du das meinst! Ihr nennt die Dinge immer bei anderen Namen, und da kann ich mich denn nicht durchfinden!"

„Ich will's versuchen," erwiderte Walther. „Sieh', Netta, Du bist ein einsames Wesen auf der Welt, hast nicht Eltern noch Geschwister, die für Dich sorgen können, und mußt Dir selbst helfen."

„Thue ich es denn nicht?“ rief das Mädchen. „Was hast Du mir das vorzuhalten?“

„Ich that es nicht, um Dir einen Vorwurf zu machen oder um Dich zu kränken, so viel mußt Du mich kennen,“ fuhr Walther ganz ruhig fort. „Ich that es, weil Du verlangt hast, daß ich Dir einfach meine Meinung sage. Nun hast Du Dir schon mehrere Male den Kopf zerbrochen, was Du, wie Du nun einmal in die Welt gestellt bist, anfangen könntest, um Dich redlich durchzubringen, und Dein gutes Herz hat Dir auch noch das alte, beschränkte Wurm, die Philippine, aufgeladen, die Du durchschleppen willst.“

„Sage mir Nichts dagegen!“ fuhr das Mädchen auf. „Du, sie selbst, Ihr wißt gar nicht, was sie mir Gutes gethan hat, als ich sonst keinen Menschen hatte auf der Welt!“

„Das war auch nur nebenbei,“ nahm Walther wieder das Wort. „In allem Ueberlegen zeigt Dir Gottes Gnade wie durch einen Lichtstrahl plötzlich Deinen Weg, und da, meine ich, ist es auch Pflicht, ihn dankbar einzuschlagen.“

„Weiter!“ sagte Netta.

Walther wurde wärmer: „Du hast geklagt,“ fuhr

er fort, „daß Du die Kunst treiben müßtest um's tägliche Brod, wie ein Handwerk, hast mich und Deinen alten Lehrer beneidet um unser Zutrauen und angenommen, ich sei ein Künstler. Ich gebe Dir das einfach zurück. Denke an Nichts weiter auf der Welt als an die Kunst. Von ihr laß Dich heben, tragen, veredeln. Sie sei Dir anstatt der Elternliebe, die Du missen mußtest, sei Deine Stütze in der Einsamkeit, sei Dein Ehrgeiz, Dein Stolz."

Netta war dunkelroth geworden. „Ich weiß wohl, was Du damit meintest, Walther, als Du sagtest, ich solle an nichts Anderes meine Gedanken hängen, als an die Kunst. Bitte, davon laß uns nicht reden, oder später. Sage mir jetzt nur, was denkst Du Dir dabei, wenn Du sagst: Die Kunst? Mein alter Sebastian führte das Wort auch immer im Munde, aber der, meine ich, verstand etwas ganz Anderes darunter, als wovon Ihr jetzt redet. Ist denn das Zeug, was mir der Chor-Director heute anschleppte, was ich gestern singen mußte, Kunst? Diene ich dieser denn würdiger, ob ich in Flitterputz dastehe, und man mir entgegenjubelt, oder ob ich ungesehen im Hintergrunde mit eingreife? Damals, wenn mir

der Alte mit jugendlich begeistertem Blicke von seinem Bach sprach, von Gluck, von Haydn, und mir klar machen wollte, wie schön, wie edel das sei, was jene Männer wie einen Gruß vom Himmel der Welt geschenkt hätten, konnte ich ihn nicht begreifen. Seit ich das Zeug höre, was sie hier Musik nennen, verstehe ich ihn schon besser, denn von der Begeisterung, die ich an ihm kennen gelernt hatte, habe ich nie hier Etwas verspürt. Wenn Du mir begreiflich machen kannst, daß es wirklich Kunst ist, was sie hier treiben, nun, so will ich Dir das Recht zugestehen, mir zu sagen: „Gieb alle Deine Kräfte daran, Dein Leben, alle Hoffnungen, die Du sonst noch im Herzen trägst.“ Ehe ich das aber nicht einsehe, laßt mich zufrieden mit allen Euren Glückwünschen und Redensarten, denn eher bin ich nichts Anderes jetzt als vorher, und von dem Glücke, das mir geworden sein soll, will ich Nichts wissen.

Sie schwieg, und Walther wußte nicht, was er erwidern solle. Endlich fing er an: „Netta, von der Kunst will ich Dir Nichts mehr sagen. Ich sehe es nun, Du wirst selbst so gut als irgend Einer erkennen lernen, was sie bedeutet, und weißt es jetzt

vielleicht schon besser als ich. Aber Recht hast Du doch nicht, wenn Du das gering achtest, was Dir geworden ist. Was warst Du gestern noch und was kannst Du werden? Erst arbeite Dich heraus aus dem Elend des Lebens mit der Kraft, die Dir gegeben ist, und dann erst prüfe Dich, wie weit Du noch zu kommen vermagst. Früher empfandest Du es doch wie einen Mangel, daß Dir alle Anerkennung versagt bleiben müßte; erkenne es nun als ein Geschenk, daß sie Dir gegeben ist. Freue Dich jetzt des Beifalls, da Du doch früher Dich dem Ausgelachtwerden entzogest, nachdem Du es Dir leider viel zu lange hast gefallen lassen."

Netta wurde dunkelroth. „Es kommt immer wieder auf Eins heraus!" rief sie. „Du weißt es ohnehin schon, und so will ich es denn einmal von der Seele wälzen, denn wissen, daß ein Anderer einen Blick in unsere geheimsten Gedanken gethan hat und so mit ihm weiter verkehren und bei jedem Worte, das er sagt, denken: „Nun meint er das, er spricht's nur nicht aus" — das ist eine Pein, die ich nicht länger ertrage! Ich kann mich ohnehin kurz fassen, denn Du weißt es schon halb. Sieh' mich aber nicht

an dabei, Walther, sondern denke, ich spräche das so vor mich hin. Ja, Du hast Recht, ich habe mich viel zu lange auslachen lassen und mich selbst nicht so viel geachtet, daß ich mich dagegen sträubte. Dir brauche ich nicht zu sagen, wie das kam, Du hast ja meine Kindheit mit erlebt, und ich war ganz zufrieden und glücklich dabei, weil mir eben kein Mensch sagte, daß das ein Elend wäre, und ihr — ihr wußtet ja gar nicht, daß man ein vernünftiges Wort mit mir reden könnte. . . ."

„Netta," unterbrach sie Walther, „Du sagst immer wieder, ich wisse das Alles. Wie kommst Du darauf, das anzunehmen?"

„Nun, ich will Dir auch das gestehen," erwiderte zögernd das Mädchen. „Gestern war ich zu Dir hinausgelaufen, um Dir ein Theaterbillet zu bringen, fand Dich nicht bei der Arbeit und sah Dich dann mit ihm den Garten heraufkommen. Ich hoffte, Ihr würdet vorbeigehen, und da ich nicht wollte, daß er mich sehen sollte, schlüpfte ich hinter Deine Mappen. Nun kamet Ihr gerade in den Saal, und ich habe Alles gehört, was er Dir erzählt hat. Nun weißt

Du das, und es ist recht gut, daß ich es Dir nicht zu erzählen brauche."

Walther sprang auf und ging mit großen Schritten durch das Zimmerchen. „Fahre fort, Netta, fahre fort!" rief er. „Du hast Recht, es muß klar werden, denn es thut nicht gut, wenn Jeder sich so für sich seine Geschichte zurecht denkt und zurecht träumt und hinphantasirt, wohin er sie haben möchte. Weiter, Netta!"

„Siehst Du, Walther, der Mann hat mir damals, ohne es zu wissen, daß ich ihn hörte, denn ich saß auf dem Platze der Resi in der Schenkstube, auf einmal klar gemacht, daß meine Stellung bei Euch eine unwürdige sei. Zum ersten Male schämte ich mich vor mir selbst und lief davon. Das war freilich das Verkehrteste, was ich thun konnte, aber Gott ließ es zum Guten ausschlagen. Ich kam zum alten Sebastian, und nun weißt Du das Andere."

„Netta," sagte Walther in höchster Spannung, „und weiter hast Du Deinem Bruder Nichts anzuvertrauen? Hat er . . ."

„Nenne seinen Namen nicht!" unterbrach ihn das Mädchen schnell und heftig.

„Nun wohl," fuhr Walther fort, „hat er oder die Erinnerung an ihn nicht wieder eingegriffen in Deine Entschlüsse? Hattest Du ihn vergessen?"

„Niemals," erwiderte sie schnell. „Sein Bild ist seitdem durch alle meine Gedanken gegangen. Damals sah ich ihn, als er schlief, dann begegnete ich ihm auf der Treppe, später, kurz ehe mein alter Sebastian starb, traf ich ihn vor der Kirche, in der ich gesungen hatte, und gestern erst im Garten, dann in der Loge im Theater. Ich habe eine eigene Empfindung dem Manne gegenüber — halb Sehnsucht, wenn er fern ist, halb Scheu — wenn ich ihm begegne. Halb könnte ich weinen, daß er so hoch über mir steht, halb ist es mein Glück, denn so kann ich an ihn denken. Er hat mich auch nicht vergessen, so hat er Dir wenigstens gesagt gestern; aber damals glaubte er mich noch niemals gesehen zu haben."

„Er hat Dich nun gesehen," sagte Walther, „auf der Bühne, umleuchtet von dem ganzen Glanze Deines Erfolges."

„Das war ja ich nicht," rief das Mädchen und rang angstvoll die Hände — das ist's eben, das war eine fremde Person, fremde Kleider, fremdes Geschick,

fremdes Wort auf der Lippe! Er hat an mich gedacht, meint er, aber das ist seine Einbildung. Eine ganz Andere stand vor seiner Seele, und an die machte er Gedichte — er hat sie mir ja geschickt. Siehst Du, Walther, auf die Andere habe ich einen Groll, einen Zorn, einen Neid, und die Gedichte habe ich hundertmal zerreißen wollen, wären sie nur nicht von seiner eigenen Hand geschrieben. Wenn ich ihm nur um Gottes Willen niemals wieder begegne! Jetzt würde er mich erkennen, und dann wäre es vorbei! Ich, ich, die arme, häßliche Netta, bin ihm ja so fremd — und ich ertrüge es nicht, wenn er mir das sagte, oder wenn ich es ihm nur anmerkte an einem Blicke, einem Tone, und ich weiß, ich würde mich nicht einen Augenblick darüber täuschen. Das hat mir diese Nacht, den ganzen Tag über in den Gedanken gelegen, und deßhalb war mir auch alles Andere gleichgültig. Siehst Du, Walther, ich bin vielleicht nicht mehr so einfältig, als Ihr früher Alle meintet; aber wenn alle Dinge so durch einander schießen wie gestern und heute, dann komme ich immer wieder auf das Eine zurück. Aber ich verspreche Dir, ich will vernünftig sein, und was ich versprochen habe, das

habe ich noch immer gehalten. Versprich mir nun auch — Du bist ja mein Bruder —, daß Du ihn fernhalten willst, daß ich ihn nicht zu sehen brauche, und namentlich, daß er mich nicht sieht."

„Das kann ich Dir nicht versprechen," sagte Walther, „und es wäre auch nicht das Rechte. Du mußt klar werden über ihn und über Dich."

„Das habe ich gefürchtet!" rief Netta halb verzweifelnd. „Das habe ich kommen und immer näher rücken sehen, und nun ist es da! Du mußt nur bedenken, Walther, daß mein Leben sich in zwei Theile theilt: bis zu jenem Tage, als das Schicksal ihn in meinen Weg führte, und dann seitdem. Bis dahin war ich ein lustiges, harmloses, verwahrlostes Kind; es ging mir eigentlich nicht schlecht, wenigstens wußte ich nicht, was mir fehlte. Der Gedanke an ihn trieb mich von Euch fort, und Alles, was mir seitdem geschah, blieb durchwebt und umleuchtet von dem Gedanken. Nun soll das auf einmal aus sein, und ich kann mir gar nicht denken, wie das Leben dann weiter gehen soll."

„Ja, Netta, weßhalb soll es denn aus sein?" fragte Walther so ruhig, als er vermochte.

„Das kann ich Dir nicht erklären," antwortete sie, „aber ich fühle, daß es so ist. Und nun laß mich zufrieden, denn es kommt mir vor, als ob gewisse Dinge gar nicht in Worte gefaßt werden dürfen. So wie sie ausgesprochen sind, werden sie ein Fremdes, Verkehrtes, und wir haben selbst nicht mehr die Macht, sie so anzusehen wie früher. Hier ist nun Vieles unklar und falsch. Was hatte er mich oder doch einen Theil meines Wesens in fremde Gestalt hinein zu zwängen, daß ich in unheimlichster Empfindung nicht mehr weiß, wer ich bin, und wohin ich gehöre? Wozu kleidet er selbst sich in zweierlei Gestalten? Deßhalb wollte ich seinen Namen nicht ausgesprochen haben. Nun wir so viel gesagt haben, können wir auch das noch. Damals hieß er Reinhold Hillmar, reiste zu Fuß über das Gebirge, stellte sich später als Dichter vor — jetzt auf einmal ist er der Freiherr von Borken, ein reicher, vornehmer Herr. Ich will es Dir nur gestehen, den Reinhold Hillmar, der damals wie ein Verhängniß in mein Geschick eingriff, habe ich geliebt mit der ganzen Schwärmerei eines jungen Herzens, ohne Hoffnung, ohne Verlangen sogar, aber wie ein heiliges Bild in der Kirche, das man nur in

der Dämmerung des Glasschreines erblickt, dem man niemals näher tritt, das man nicht berührt noch berühren möchte. Der Gedanke an ihn war mein Leben für mich, mein einziges Eigenthum. Den Freiherrn von Borken kenne ich nicht, will ich nicht kennen. Wozu Spielerei treiben mit einem Namen? Mit fremdem Namen hängt man dem Menschen doch etwas Fremdes an, denn es ist gar nicht gleichgültig, wie man heißt. Wie Du einen Menschen, der Dir bis dahin fern stand, wenn Du ihn lieb gewinnst, mit „„Du““ anredest, und er dann auf einmal nicht mehr fremd, nicht mehr fern ist, und das eine Wort das ganze Verhältniß wandelt, und die Wandlung ausspricht, so gehört auch der Name zur Bezeichnung des Empfindens. Ich soll dasselbe Wesen sein in zweierlei Gestalten, und er zwei Wesen in Einer Gestalt. Ich habe auch meinen Theil Unrecht in der Sache, denn ich hing mein Herz an einen Menschen, den ich gar nicht kannte, in kindischer Abgötterei. Nun habe ich meine Strafe, denn das Herz reißt man nicht wieder so leicht los, vielleicht gar nicht, oder es bricht darüber. Da kann mir aber kein Mensch helfen, Du nicht und ein Anderer noch weniger. Also überlaß

das mir selbst. Der Freiherr von Borken soll aber die arme Netta in Ruhe lassen."

„Du bist die arme Netta nicht mehr," sagte Walther, „Du bist in Kurzem vielleicht die gefeierte, von Glanz und Wohlstand umgebene Sängerin."

Netta lachte laut auf. „Da werde ich mich schön ausnehmen, meinst Du nicht, Walther?" rief sie. „Wieder ausgetauscht, und der alte Gründler hat mich auch schon feierlich Antonina getauft. Ich mache eine ganze Seelenwanderung durch und kann zufrieden sein, wenn ich mich nur selbst wiederfinde. Nun gut, so laß Deinen hohen Gönner und Freund, den Herrn Freiherrn von Borken kommen, aber nicht zur armen Netta hierher in ihr Dachstübchen, sondern zur gefeierten Sängerin Antonina, wenn ich es erst bin, in die glänzenden Prunkzimmer. Ach, unsere Abende hier, Walther! Dich kann ich mir gar nicht vorstellen in jenen Zimmern."

„Du wirst mich auch dort nicht sehen," sagte er, scheinbar ganz ruhig. „Ich folge morgen vielleicht schon meiner alten Sehnsucht und ziehe nach Italien."

„Und das sagst Du mir jetzt erst?" rief das Mädchen. „Nun, auch das. So verlasse ich wenigstens

dieses Stübchen um Eins so leicht.“ Sie ging wieder an den Tisch, und die Thränen perlten ihr über die von der Aufregung gerötheten Wangen.

Walther wagte kein Wort zu sagen, um seiner Bewegung Herr bleiben zu können.

Endlich fing Netta an: „Ich müßte mich eigentlich freuen, für Dich zuerst. Dein Lebenswunsch wird Dir erfüllt, und es muß etwas Wunderbares sein mit dem Lande.“ Der alte Bastler wurde ordentlich verklärt und veredelt, wenn er nur das Wort Italien aussprach. „Sonst weiß ich nicht viel davon. Aber mir ist's auch lieb, so schwer ich Dich vermissen werde. Du willst es ja auch, daß ich vorwärts soll auf der Bahn, die sich vor mir öffnet, da muß ich von mir selbst Abschied nehmen, so geht's in Einem hin; ich habe doch den Trost, daß Einer von uns glücklich ist, und, weiß Gott, wenn ich das Glück für Einen von uns wählen sollte, ich würde mich nicht besinnen und wählte es für Dich. Du hast es nun.“

Walther wandte sich ab, er konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten. Mit der heißen Stirn lehnte er an der Scheibe des kleinen Mansardenfensters. Netta sah ihn verwundert an, sie sah seine

Aufregung und verstand sie nicht. Leise stand sie auf, legte die Hand auf die Schulter des jungen Freundes und flüsterte: „Ich wollte Dir ja keinen Vorwurf machen, wenn Du mir auch versprochen hast, mir ein Bruder, eine Stütze zu sein, und mich jetzt allein lassen willst in dem neuen Leben, in dem ich mich noch weniger zurecht zu finden vermag als in dem alten.“

In diesem Augenblicke hörte Walther einen Wagen vorrollen, vor dem Hause still halten und sah Reinhold aus demselben aussteigen. Plötzlich auffahrend, so leidenschaftlich, als ihn Netta nie gesehen hatte, rief er: „Und ich will Dir mein Wort halten, werde wie ein Bruder für Dich handeln und alles Andere darüber vergessen!“

Er stürmte ohne Abschied aus der Thür. Netta sah ihm verwundert nach. Wenig Minuten später hörte sie einen Wagen fortrollen, dessen Kommen sie gar nicht bemerkt hatte.

VI.

Reinhold war zum Theater=Agenten gefahren, die eigene Neugier zu befriedigen und das Versprechen, das er den Freunden gegeben hatte, über die Sängerin Auskunft zu geben, zu lösen.

Der Theater=Agent war kaum von dem Chor=Director, wo er Netta sprach, zurückgekehrt und fand das eigene Sprechzimmer gefüllt mit Geschäftsfreunden und Künstlern, die seinen Rath und seine weitverzweigten Verbindungen in Anspruch nahmen. Zu ihnen war eben ein Paar gekommen, in dem wir alte Bekannte wiedererkennen. Gründler und seine frühere Principalin, Walther's Stiefmutter. Vor einer Viertelstunde, als Gründler von Philippinchen kam, hatten sie sich auf der Straße getroffen und waren sich freudig in die Arme gefallen, obgleich sie sich seit fast zwei Jahren nicht um einander bekümmert hatten und sich eigentlich nie leiden konnten. Die Frau

Directorin hatte flüchtig erzählt, daß sie nach mehreren gescheiterten Versuchen, auf's Neue eine Wandergesellschaft zusammen zu bringen, wieder einmal auf dem Trocknen sei. Ihr bliebe Nichts als ein sehr dürftiger Fundus und die Concession, das Erbtheil ihres Mannes. Dem alten Gründler steckte der Kopf seit dem vergangenen Abend ganz voll von Glücksempfindungen, denn er verwechselte das, was Netta widerfahren war, durchaus mit dem eigenen Schicksal, und der Rausch über die Erfolge des Mädchens hatte die Lust, sich selbst zu produciren, den ganzen Reiz, auch wieder einmal applaudirt zu werden, auf's Neue wachgerufen. So war er gleich Feuer und Flamme. Er wisse nun, wie man es anfangen müsse, und wenn er mit der Frau Directorin Hand in Hand ginge, könnte die Concession eine Goldgrube werden. Die gute Frau hatte zwar keine sanguinischen Hoffnungen, aber sie war so in der Noth, daß sie nach jedem Strohhalm der Hülfe griff, und so schleppte sie Gründler direct zu seinem Freunde, dem Theater-Agenten, der sicher Rath schaffen würde, eine neue Gesellschaft auf dem alten Thespiskarren wieder flott zu machen. Die Frau Directorin schämte sich eigentlich

des Begleiters, und fast hatte Gründler ihr gegenüber dieselbe Empfindung, denn so wenig verwöhnt er war, fiel ihm doch in der Residenz, in der er sich nun schon einige Wochen umhertrieb, die mit altmodischem zusammengewürfeltem Staat aufgeputzte, dazu geschminkte und bemalte Frau unangenehm auf. Den Theater=Agenten, der mit einer gewissen Grandezza in den Kreis der auf ihn Harrenden trat, machte doch das Paar vor den Anderen verlegen, so gewöhnt er an dergleichen Erscheinungen in seinen Räumen sein mußte. Aber Gründler sprach ihn gleich mit so ungenirter Cordialität an, daß er es vorzog, die Beiden in sein kleines Privatzimmer mitzunehmen und die Anderen damit zu vertrösten, daß er gleich zu ihren Diensten stehen würde. In dem Manne war eine eigenthümliche Mischung von kleinlicher Habsucht und großthuerischer Generosität, von grausamer Rücksichtslosigkeit und fast sentimentaler Freundschafts=Empfindung. Herrschen zu können auf dem weiten Felde, dem er seine Thätigkeit zugewandt hatte, war die Triebfeder seines Wesens, und er that das meist in der Ueberzeugung, das Rechte zu thun. Für den alten Gründler, den Kameraden froher Jugendtage,

hatte er wirklich uneigennützige, freundschaftliche Gefühle. Als er mit dem alten Freunde und der Frau Directorin allein war, wurde er schnell klar über den Zweck ihres Kommens, so confus und durch einander die Beiden auch ihre Sache vortrugen, und schon schickte er sich an, in seiner dictatorischen Weise das Geschäft ganz anders, als jene wollten, zum Abschluß zu bringen, als Reinhold in das kleine Zimmer trat. Man hatte ihn auf seinen vornehmen Namen und da er hervorhob, sehr eilig zu sein, sofort zum Herrn der Räume gewiesen, und nun, da er diesen nicht allein fand, wußte er doch nicht, wie er die Frage nach der Sängerin von gestern Abend und nach ihrer Vergangenheit unbefangen einleiten sollte. Da aber kam ihm unerwartete Hülfe. Gründler erkannte ihn sofort, wenn auch auf seine Weise. „Wie ist mir denn?“ rief er, „das Gesicht muß ich kennen. Pardon, wenn ich mich verfasse, aber mir dämmert so Etwas auf wie ein kleines Nest und ein Faust-Zettel, den ich Ihnen verdeutschen mußte. Richtig, und dann sah ich Sie in der Kirche, als eine frühere Collegin von mir und immer noch intime Freundin, damals Netta, jetzt Antonina benamst, zu der Orgel sang.“

„Die Netta?“ rief die Frau Directorin mit verächtlichem Ton, „das war unser allermiserabelstes und talentlosestes Mitglied, wenn der gnädige Herr nach der die Leistungsfähigkeit unserer tüchtigen Truppe beurtheilen wollen . . .“

„Hoho!“ unterbrach sie Gründler, „nicht so scharf auf die Pauke geschlagen, verehrteste Frau Principalin, die hat uns Alle überflügelt. Fragen Sie meinen Freund, fragen Sie den gnädigen Herrn. Phänomenal!“ Er fing nun an, der ungläubig streitenden Frau Netta's Triumph in den glänzendsten Farben zu schildern, wie er es heute schon so oft gethan hatte, so daß er fast eine eingelernte Rolle zu wiederholen schien, die er aber bei jeder Wiederholung mehr übertrieb. Reinhold, den zuerst die Erwähnung Netta's fast peinlich berührt hatte, den ihr Name wie ein Vorwurf über sein Vergessen traf, horchte auf. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ja, deßhalb hatte ihn die Stimme der Sängerin gleich so tief ergriffen. Und jetzt war sie gefunden, die lange Gesuchte, anders zwar, als sie vor seiner Einbildungskraft stand, aber prächtiger, von neuem Glanz umstrahlt. Das Bild freilich, das blonde Gretchen-Bild,

das er im Herzen getragen, in seinen Gedichten verherrlicht hatte, versank, aber ein anderes stand da, in der vollen Macht des frischen Eindrucks. Kaum war er seiner Bewegung mächtig und mühsam suchte er sie zu verbergen, indem er der noch immer ungläubigen Frau Directorin bestätigte, was Gründler mit allem Nachdruck immer wiederholte. Netta sei eine gemachte Primadonna, ein glänzender Stern am Kunsthimmel. Die Directorin, die nicht gegen den vornehmen Herrn zu streiten wagte, hatte auch gleich herausgefunden, wie das überraschende Ereigniß, das sie erst mit der unverhohlenen Verstimmung des Neides aufgenommen hatte, ihr und ihren Planen förderlich werden konnte. „Desto besser!“ rief sie, „die Netta war immer ein gutherziges Geschöpf, und mich, fast ihre zweite Mutter, wird sie nicht vergessen haben. Sie muß uns helfen. Wo wohnt sie, Gründler?“

Reinhold erfuhr nun auch, ohne zu fragen, Netta's Wohnung, und es war ihm erwünscht, daß der alte Komiker die Directorin zurückhielt, nicht, wie sie eigentlich sich anschickte, sofort zu Netta zu stürmen. Der Theater-Agent gab ihm Recht: noch, meinte er,

sei es zu früh, und die eben erst aufgetauchte Berühmtheit selbst noch nicht im Stande, viel zu thun, aber es ließen sich da vielleicht zu allseitigem Vortheil mehrere Geschäfte zugleich abmachen. Er rechne auf den erfahrenen Rath des früheren Collegen, um die junge Sängerin zu dem Abschluß eines Contractes zu bewegen, den er ganz in ihrem Interesse ihr vorlegen wolle. Man versprach sich bereitwillig gegenseitigen Beistand. Die Einigkeit ging aber bald in lauten und heftigen Streit über, denn Gründler wollte nun auch Walther mit hineingezogen haben, zu dem Netta blindes Vertrauen besäße, während die Stiefmutter ein für alle Mal mit dem Nichts wieder zu thun haben wollte.

Reinhold war froh, daß alle diese leidenschaftlich vertretenen Interessen seine eigene Aufregung nicht bemerken ließen, und ging. Er wußte nun, wo er seine Nachtigall zu finden hätte, und keinen Augenblick wollte er verlieren. Wie in eine andere Welt glaubte er sich versetzt, und ein Gefühl von Glück erfüllte ihn, dem er sich entzückt hingab, ohne Nachdenken. So fuhr er in fieberhaftester Ungeduld hin, ließ den Wagen vor Netta's Thür halten und sprang hinaus.

Schon wollte Reinhold die Hand auf die Klinke der Hausthür legen, als diese sich öffnete und Walther ihm entgegentrat. Die beiden jungen Männer maßen sich mit einem erstaunt fragenden, fast grollenden Blick, denn auch Reinhold erinnerte sich, daß eben noch der alte Komiker gesagt hatte, Walther hätte unbegrenzten Einfluß auf Netta, und ein Gefühl von Eifersucht wallte in ihm auf, das das Begegnen hier auf der Schwelle vor Netta's Wohnung nur noch berechtigter erscheinen ließ. Aber er faßte sich zuerst, und als bemerke er nicht, daß Walther mit fast drohender Abwehr vor der Thür stehen blieb, fing er in möglichst freundlichem Tone an: „Wie, Sie hier, Walther, Sie, der zu dieser Stunde die Arbeit nie zu verlassen pflegt?“

„Meine Arbeit ist fertig!“ erwiderte Walther und blieb unbeweglich stehen.

„Und wie kommen Sie hierher?“ fuhr Reinhold in etwas erregtem Tone fort.

„Die Frage könnte ich Ihnen, und vielleicht mit größerem Rechte, zurückgeben,“ erwiderte Walther und sah Reinhold fest an.

Der senkte den Blick, schlug ihn aber gleich wieder freudestrahlend auf.

„Sie, Walther,“ sagte er, „brauchen mir die Frage am wenigsten zu stellen. Habe ich Ihnen denn nicht mit dem vollsten Vertrauen der Freundschaft gestern schon Alles erzählt? Damals freilich wußte ich nicht, daß ich die sehnlichst Gesuchte, das Ideal meiner Dichtungen, meine Nachtigall so bald, so wunderbar, so beglückend finden würde. Ich war ganz offen gegen Sie, Walther, Sie nur waren verschlossen, unfreundschaftlich, und ich weiß nicht, ob ich das um Sie verdient habe.“

Walther schwieg eine Weile. „Er hat sie also erkannt,“ flüsterte er vor sich hin. Dann hob er den Blick und sagte ganz ruhig: „Sie haben Recht, Herr Baron. Ich habe mich Ihrem Vertrauen, Ihrer Güte gegenüber zu rechtfertigen. Ich will es versuchen, aber hier ist nicht der Ort.“

Reinhold ergriff seine Hand. „Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen,“ sagte er, „und es bedarf keiner Rechtfertigung.“

„Doch, Herr Baron!“ erwiderte Walther fest und energisch. „Ehe Sie diese Schwelle überschreiten,

muß ich Sie bitten, mir Gehör zu schenken. Nicht um meinetwillen allein, auch um eine Andere, deren Schicksal vielleicht an den Worten hängt, die wir tauschen werden."

„Ich verstehe Sie nicht!" rief Reinhold.

„Um so nothwendiger ist es, daß Sie mich hören!" erwiderte Walther.

„Gut," sagte Reinhold, „ich opfere Ihnen den Aufschub eines Glückes, auf das ich seit Jahren mit der ganzen Sehnsucht des Herzens wartete. Vielleicht mache ich mich desselben nur um so würdiger. Kommen Sie mit — ich will Sie hören."

Die jungen Männer stiegen in den Wagen und fuhren nach Reinhold's Villa. Walther stand unter dem Einfluß, den Reinhold's liebenswürdige Persönlichkeit mächtig auf ihn ausübte. Reinhold hatte seine Hand ergriffen, und wie sie so stumm dahinfuhren, fühlte Walther seinen Groll, seine Eifersucht sich sänftigen und einem selbstaufopfernden Freundschaftsgefühl Raum geben. Nun traten sie wieder in den Gartensaal, standen vor des jungen Künstlers Arbeiten, und was Alles war doch in ihnen vorgegangen, seit sie sich gestern hier verlassen hatten!

Reinhold warf sich in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hand und sagte: „Nun, Walther, was haben Sie mir zu sagen?“

Walther ging mit großen Schritten auf und ab. Er rang mit sich, wie er beginnen sollte.

„Foltern Sie mich nicht,“ rief Reinhold, „und fassen Sie sich kurz! Bedenken Sie, daß Sie einen Menschen vor sich haben, dem das Herz so voll ist von Jubel, dem ein jahrelanger Traum sich wie ein Wunder verwirklichte. Welch' einen Abend habe ich erlebt gestern!“

„Ich war Zeuge,“ sagte Walther, — und seine Stimme klang ruhig und leidenschaftslos — „aber vergeben Sie einem Menschen, den Erziehung, Erfahrungen und Schicksale der Jugend und die untergeordnete, lange hoffnungslose Stellung in der Welt nicht gewöhnten, schnell aufzujubeln in flüchtiger Freude oder Hoffnung, wenn er ruhiger, mißtrauischer gegen das Geschick die Dinge in's Auge faßt. Ich bin mit Netta aufgewachsen, wir haben unsere Kindheit ungetrennt mit einander verlebt. Sie können mich also immerhin als ihren Bruder betrachten, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen

gegenüber die Rechte des Bruders in Anspruch nehme.“

Reinhold umarmte ihn leidenschaftlich. „Sie stehen als solcher meinem Herzen nur um so näher!“ rief er.

Walther machte sich leise los aus der Umarmung und fuhr fort: „Mich hat die plötzliche Entwickelung des Mädchens, die ungeahnte Fähigkeiten an's Licht brachte, überrascht wie Sie, aber Sie werden dem Bruder erlauben, das mit ruhigerem Blick zu betrachten. Davon indessen wollte ich nicht reden. Die Pflicht des Bruders fordert eine andere Ueberlegung. Wenn die Erregung, die so plötzliche Entfaltung hervorbrachte, schon übermächtig auf das arme, des Glückes ungewohnte Geschöpf einstürmen mußte, lassen Sie uns dieselbe nicht unnöthig überstürzen, lassen Sie ihr Zeit, sich selbst zurecht zu finden.“

„Sie wollen mir das Glück, meine Nachtigall kennen zu lernen, noch weiter hinausschieben?“ rief Reinhold und warf sich verstimmt, fast schmerzlich in den Sessel zurück. „Aber, bedenken Sie, Walther, daß er da ist, der Frühling, den ich so lange, so sehnsuchtsvoll erwartete. Und Sie wollen mich

noch in die eisigen Schranken der Entfernung bannen?"

Um Walther's Mund zog ein fast spöttischer Zug. „Was Sie seit so lange ruhig kommen ließen, ohne entgegen zu gehen, werden Sie leicht noch einige Tage erwarten können," sagte er. Dann aber, erschreckt von der Bitterkeit, die er nicht beabsichtigt hatte, fuhr er fort: „Lassen Sie uns einen Augenblick vergessen, daß Sie der auf der Höhe der Gesellschaft Stehende, durch Bildung, Reichthum, Glücksgüter Ausgezeichnete sind — ich nur ein armer, schülerhafter, unbekannter Künstler; noch mehr: lassen Sie uns nicht berücksichtigen, denn vergessen werde ich es nicht, daß Sie mich aus dem Elend herausretteten, und lassen Sie uns einmal Mann gegen Mann gegenüber stehen, und da frage ich Sie einfach, Auge in Auge: Was wollen Sie von Netta?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie das?" fuhr Reinhold auf.

„Mit dem Rechte des Bruders," erwiderte Walther ganz ruhig — „mit dem Rechte, das Sie mir selbst eben noch einräumten."

Reinhold biß sich auf die Lippen und schlug verlegen den Blick nieder. „Walther," sagte er nach einer Weile, „wenn ich zögere, Ihnen zu antworten, so müssen Sie darin schon zur Hälfte erkennen, wie ich antworten will. Mann gegen Mann! Gut, so haben Sie es verlangt; aber das ist nicht in zwei Worten gethan, und vielleicht werden Sie mich überhaupt nicht verstehen. Ich würde den Bruder nicht aufgefordert haben, mich zu ihr zu führen, wenn ich für das wunderbare Mädchen auch nur den Schimmer eines Gefühls empfände, das sich vor dem Bruder zu scheuen hätte. Lassen Sie das nach dieser Seite hin genug sein. Ich liebe das Mädchen, aber mit einer anderen Liebe als die Welt versteht. Ich liebe in ihr die Kunst, mein eigenes Talent, dessen Muse sie ist, bringe ihr eine Liebe entgegen, deren Ehrgeiz es ausmacht, sie werden, glänzen, beglücken zu sehen; ich liebte sie schon, ehe ich sie mit Augen gesehen hatte, und seit ich sie sah, ist mir ihre Erscheinung, die ein holdes Bild der Phantasie verdrängte, schön — nicht für sich, aber schön, weil es die Schale ist, die den Reichthum des Talentes, den ich ahnte, in sich schließt, weil sie die Trägerin ist des Klanges, der

mein Herz bewegt. Genügt Ihnen an der Antwort, Walther?“

Walther sann nach. „Ich verstehe,“ sagte er nach langem Sinnen, „daß Ihre Absicht edel und rein ist, und daß kein unehrenwerther Gedanke Sie zu dem Mädchen zieht. Daran könnte sich der Bruder genügen lassen. „Aber ich sagte es Ihnen schon, meine Erziehung, meine Vergangenheit machten mich mißtrauisch. Nicht gegen Sie, aber gegen das Geschick, gegen die Dinge, wie sie werden können wider unseren Willen. Ihr, die Ihr aufwachst in der weichen Behaglichkeit des Wohlstandes, fern von der Noth, von der Rohheit des Lebens, begünstigt in Allem — Ihr bildet Euch eine andere Weltanschauung, meßt die Dinge mit anderem Maß. Wer wie ich gehungert hat so oft, gefroren, dessen Leib sich gekrümmt hat unter den Peitschenhieben einer rohen Erziehung, dessen Seele noch mehr litt unter den Schlägen der Verachtung seiner übelberüchtigten Lebensstellung — ich habe fühlen lernen, was körperlich, was irdisch an mir ist, und kann ein körperloses Phantasieleben nicht verstehen.“

„Das sagen Sie, eine Künstlernatur — sagen es

Angesichts Ihrer Schöpfungen, die Ihnen die Phantasie schenkte?“ rief Reinhold.

„Gerade hier, vor meinen Arbeiten, empfinde ich es klar,“ erwiderte Walther. „Die Wahrheit muß das Resultat der Kunst sein, und nur die Natur ist höchste Wahrheit. Unsere Phantasie kann selbst nicht schaffen, nur reproduciren, was sie von der Schöpfung aus der Gotteshand empfing. Das ist kein echtes Kunstwerk, das nur den Verstand, nur die Einbildungskraft oder das Gefühl erregt und nicht die Sinne trifft. Wenn Sie nicht warm werden in der glühenden Luft dieser südlichen Landschaft, wenn Sie der Schatten dieser dichtbelaubten nordischen Eiche nicht kühl berührt, bin ich ein Stümper, der nicht entfernt wiederzugeben wußte, was er empfand und in sich trug. Wir sind einmal Menschen und sollen Menschen sein, ob uns auch vielleicht das Geschick die Sorge um das Menschliche aus dem Wege räumte.“

„Sie lenken ab,“ sagte Reinhold.

„Nein,“ erwiderte Walther; „aber ich muß mich Ihnen zeigen, wie ich bin, wie ich werden mußte unter den Bedingungen meiner Erziehung, damit Sie eine

Gerechtigkeit gewinnen für das, was ich fordere. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Nicht neidlos habe ich aus meinem Elend auf die Begünstigteren dieser Welt geblickt. Sie brechen den Stab, habe ich mir gesagt, weil wir, die Parias der Gesellschaft, in Gefahren scheitern, deren Lockungen nie an sie herantraten. Müßten alle Menschen aus gleicher Nothschule des Lebens sich herausarbeiten, nur dann wäre Gerechtigkeit im Urtheil. Den Menschen, den ich vielleicht am meisten liebte auf der Welt, meinen alten Bastler, habe ich verachten sehen, weil er zuweilen mehr getrunken hatte, als ihm gut war. Ja, es war sein einziges Lethe, und wer konnte es ihm verdenken, daß er auf Stunden doch auch sein Elend einmal vergessen wollte! Ich habe hernach wohl begriffen, daß die menschliche Gesellschaft sich aufbauen muß auf verschiedenen Stufen, habe eingesehen, daß viele Begünstigung des Glückes bei genauerer Betrachtung weniger neidenswerth ist, als sie mir von fern erschien, habe hinterher für Manches Gott zu danken gehabt, worüber ich erst grollend und bitter klagte, aber die demokratische Empfindung ist mir geblieben, und nur einmal weiß ich, daß ich sie

ganz vergessen hatte, als ich Ihnen eine schnelle, dankbare Freundschaft entgegentrug, die alle Unterschiede der Lebensstellung übersah.“

Reinhold reichte ihm die Hand, aber zurückhaltender, als er selbst wollte. Der volle Unterschied der beiden Naturen trat fühlbar zu Tage.

Walther bemerkte das wohl, fuhr aber fort: „Ich muß Ihnen, meinem Wohlthäter, von mir sprechen, denn meine Arbeit ist so gut als beendet, und mit dem letzten Pinselstriche nehme ich Abschied von Ihnen, von der Heimath, um, einer alten Sehnsucht folgend, im Lande der Kunst und Schönheit zu versuchen, was ich aus mir bilden kann.“

Reinhold versuchte eine Einwendung zu machen, unterdrückte sie aber, da er selbst fühlte, sie würde kälter werden, als wenn er sie vor wenig Stunden erhoben hätte.

„Rechnen Sie den vielleicht verfrühten Entschluß dem Wandertriebe des Heimathslosen zu Gute,“ fuhr Walther fort. „Ich weiß, daß ich hier noch viel zu lernen hätte, aber es hält mich nicht mehr. Nun aber komme ich zum Ausgang unseres Gesprächs, zum brüderlichen Vermächtniß, das ich Ihnen übergeben

will, zu Netta. Ich kenne sie seit der Kindheit. Im Unglück — und sie hat eigentlich nur das kennen gelernt bis jetzt durch das ganze Leben — hat sie sich bewährt; wie sie das Glück ertragen wird, muß die Zeit lehren. Noch ist Alles unfertig in ihr, und mußte es sein. Sie hat mit Muth widrige Geschicke ertragen, aber nie überlegt, was sie ihnen aus eigener Kraft entgegen zu stellen vermöchte. Sie überlegt überhaupt nicht und ist gleichgültig gegen sich selbst, mehr als recht ist. Daß sie eigenwillig wurde, daran ist nicht sie, daran ist ihr Geschick schuld. So war sie bis gestern. Ich habe das Zutrauen zu dem redlichen Kern ihres Wesens, daß die Wandlung ihres Talentes und dadurch ihrer Stellung in der Welt ihren Charakter allmählich reift zum Guten und nicht in Verirrungen treibt. Aber eine Neigung in der Phantasie, wie Sie ihr entgegentragen wollen, würde sie nicht verstehen. Sie würde anders lieben und andere Liebe fordern."

Reinhold sprang auf. „Lieber Freund," sagte er kalt, „überlassen Sie es mir, das zu thun, was das Herz mir eingiebt. Daß es nichts Unedles, nichts Unwürdiges sein wird, verspreche ich Ihnen, wie ich

es mir selbst längst versprochen habe. Ich glaube, wir verstehen uns nicht mehr. Meine Anschauungen, meine Anforderungen an die Zukunft sind jedenfalls weniger egoistisch als die Ihrigen. Was ich Ihnen sein wollte, ein Förderer Ihres Talentes, das kann ich der Genossin Ihrer Kindheit in noch viel höherem Maße werden. Sie entziehen sich mir, weil Sie der eigenen Kraft vertrauen, weil Sie im Hochmuth des Sohnes aus dem Volke die helfende Hand, aus einer, Ihrer Meinung nach, begünstigteren Lebensstellung dargereicht, zurückweisen. Die herausflatternde Nachtigall, aus dem Dunkel ihres Winters, braucht der Stütze, und ich weiß, daß ich die für sie werden kann, so wahr ich sie werden will."

Walther wurde dunkelroth. „Noch einmal lassen Sie uns als Freunde gegenüberstehen!" rief er. „Ich will nicht von dem Danke reden, den ich Ihnen schulde, denn es wäre Ihrer eben so unwürdig, an demselben zu zweifeln, als meiner, ihn zu vergessen. Ich will ganz wahr sein, will Ihnen ein Geständniß aussprechen, das ich mir selbst kaum zu machen wagte. Ich liebe Netta, aber ich liebe sie mit der ganzen Gluth der Sinne, nicht Netta die Sängerin, deren

Talent gestern vom Beifall der überraschten Menge umrauscht, wurde; ich liebe das arme Geschöpf, dem das Schicksal hart mitspielte, liebe die häßliche Netta, nicht von gestern Abend, sondern die, welche ihre Dürftigkeit trug mit heiterer Stirn. Meine Netta ging mir verloren in dem Augenblicke, als die Ihrige aus dem Dunkel hervortrat. Ich habe ihr niemals meine Liebe verrathen, mit keinem Worte, keinem Blicke, und ich weiß es, daß sie in mir nur den Bruder sieht. Was konnte ich ihr auch mehr sein in meinem Nichts, mit meinen dreiundzwanzig Jahren? Das habe ich wohl überlegt, denn meine Vergangenheit lehrte mich überlegen und machte mir klar, was uns bevorgestanden hätte. Ich scheide als Bruder, aber als Bruder mahne ich Sie, die Verantwortung nicht zu übersehen, die ich Ihnen zurücklasse. Es ist kein Spiel der Phantasie, es ist Lebensernst, und mit dem nur dürfen Sie die Verantwortung übernehmen. Nicht eine glänzende Stimme, ein vielleicht reiches Talent ist Ihnen anvertraut, sondern ein Menschenkind, eben so fähig, das Edelste zu erreichen, als in das tiefste Verderben hinabzusinken. Das Glück wie das Unglück hat seine Gefahren, und wer in diesem bestand,

kann in jenem untergehen. So weit der Freund zum Freunde, der Mann zum Manne. Aber Sie sind Dichter, und so kann auch der Künstler zum Künstler reden. Wir alle, wir Künstler, bleiben Parias in der Welt, so viel oder so wenig Kränze der Anerkennung wir auch erreichen mögen, halb verstanden, halb geachtet. Wir, Netta und ich, setzen wenig ein, und die Noth ist unsere Lehrmeisterin gewesen. Mit Ihnen ist es anders. Was Sie blendet, kenne ich besser. Fragen Sie nur Ihr edles Menschenherz in Allem, was Sie beschließen, auch in dieser Empfindung; aber lassen Sie sich nicht hinreißen von dem Schimmer der Kunst, von der poetischen Erregung Ihrer Phantasie. Glauben Sie nur dem, was Sie als Mensch empfinden; beschließen Sie nur, was Sie als Mann verantworten können. Ich weiß nicht, was mir den Muth giebt, so zu Ihnen, dem älteren, dem lebenserfahreneren Manne zu reden; aber meine Erziehung machte mich älter als meine Jahre, und Kunst war es doch auch, was die Luft durchwehte, in der ich aufwuchs, wenn auch Kunst, verkümmert und verwahrlost, mit Lumpen um die Schultern, die sie niederzogen, anstatt mit Flügeln, die sie erhoben

hätten. Mein alter Bastler war ein großer Maler, wenn er auch nur die erbärmlichsten Decorationen zusammenschmierte, die selbst vor unseren trüben Oellampen nur schlecht bestanden. Ich habe der Kunst in's Angesicht gesehen, wo sie nicht im Glanze einherging. Um Ihrer selbst Willen, Reinhold, mahne ich Sie: treten Sie zurück von dem Zauberkreise der Kunst, in den Netta nun einmal ihr Verhängniß bannt; treten Sie zurück, wenn Sie sich nicht entschlossen fühlen, Alles ihr zu opfern, was Ihnen bisher das Leben schmückte."

„Das können Sie mir sagen, Walther?" rief Reinhold. „Aber soll ich es Ihnen denn wiederholen, daß ich das Mädchen liebe?"

Dunkles Roth flammte auf über des jungen Mannes Züge, noch einmal drohte das eigene Empfinden, die Leidenschaft der Eifersucht ihn hinzureißen; aber er faßte sich, und alles Edle seiner Natur brach siegend durch. — „Und Sie werden geliebt!" rief er. „Ein Blick hat mir Alles gesagt gestern, wenn Netta es selbst vielleicht auch noch nicht weiß. Ich habe es verstanden, das Wunder, welches die Menge mit Staunen erfüllte, das in einem Augen=

blicke aus unscheinbarer Knospe die glänzende Blüthe eines gottbegnadigten Talentes entfaltete. Das Wunder ist die Liebe. Liebe machte Netta zur Künstlerin, Liebe zu Ihnen, Reinhold. Nur diese Ueberzeugung kann mich zwingen, das eigene Glück, die eigenen Wünsche und Hoffnungen zu begraben in der tiefsten Brust, und, bei Gott, Sie sind der Einzige auf der Welt, vor dem ich zurückgetreten wäre!"

Reinhold wollte sich an seine Brust werfen, aber Walther trat schmerzlich zurück.

„Keinen Dank, den ich nicht verdiene," sagte er. „Kein Abschiedswort, wenngleich wir in dieser Stunde scheiden, vielleicht für's Leben; das könnte mich weich machen, und ich brauche meine ganze Kraft. Aber ein Versprechen fordere ich von Ihnen, feierlich vor Gott, fest wie ein Eid: schützen Sie das Mädchen, wie ich es geschützt hätte, halten Sie es heilig, wie ich es gehalten hätte."

Er streckte die Hand aus, und mit Thränen in den Augen schlug Reinhold ein. Die beiden jungen Männer sahen sich lange fest in's Auge, keines Wortes mächtig; dann riß sich Walther los und ging mit festem, sicherem Schritte, ohne den Blick zu wenden, zur Thür hinaus.

Der Jüngling war zum Manne geworden.

Reinhold blieb tief erschüttert zurück. So ernst war es ihm noch niemals an's Herz getreten, was ihm zuerst nur wie eine neue Lebensfreude erschienen war. Aber das Wort, welches er dem geschiedenen Freunde gegeben hatte, wollte er halten; ja, er beschloß, dem Mädchen, das er zu lieben glaubte, fern zu bleiben, bis er Alles vorbereitet hätte, um treu das Versprechen zu erfüllen, das sein Handschlag besiegelte. Zuerst erschien ihm Alles leicht, alle Hindernisse nur durch den eigenen unerschütterlichen Entschluß fortzuräumen. Allen Vorurtheilen der Welt, in der er lebte, wollte er Trotz bieten, willig aufgeben, was ihm in ihr verloren ginge, und nur an dem Einen sich genügen lassen, an dem Besitze des wunderbaren Wesens, der ihm zugleich alle Träume der Jugend, sein Leben der Förderung der Kunst zu widmen, verwirklichte, alle Liebhabereien seiner Jünglingsjahre, die ihn zum Theater zogen, erfüllte. Er hielt sich frei und Herr seines Herzens, seiner Entschlüsse. Aber Niemand ist so frei, als er meint, und die Fessel, die er in besonders erhobenen Momenten abgestreift wähnt, klirrt ihm in ruhiger Ueberlegung wieder nach. Auch

Reinhold mußte das empfinden. Mitten in seinen Glücksträumen schreckte er zusammen, und das Blut schoß ihm in's Gesicht. „Ja," rief er, „vor wenig Wochen noch wäre ich frei gewesen! Unselige Schwäche des Herzens, die mir nicht den Muth gab, dem liebevollen Ansinnen einer theuren Verwandten entgegen zu treten! Ich habe die Pflichten eines Sohnes übernommen und muß sie halten!"

Reinhold brütete lange hin in peinlicher Ueberlegung. Aber sein Entschluß stand fest, und so war es nur die Frage, wie er ihn ausführen solle, die ihn beschäftigte. Er wußte, auf welchen Widerstand er bei der Tante stoßen würde, wenn er ihr die Möglichkeit eröffnete, sein Leben einem Mädchen niederen, fast verachteten Standes zu weihen, ihm den eben erst geschenkten und deßhalb kaum eigen gewordenen Namen zu geben. Er wußte, daß weder des Mädchens Talent, noch etwa errungene Erfolge, ja Triumphe auf der Bühne die Weigerung der alten Dame besiegen oder auch nur erschüttern würden, denn er kannte ihre unerschütterlichen Grundsätze so gut als ihr weiches Herz. Aber er hatte ihr den Gehorsam des Sohnes versprochen, und das Versprechen mußte

er halten. Die erste Empfindung war, zu der Tante zu eilen und Auge in Auge zu versuchen, wie er sie besiegen würde. Aber er verwarf den Plan, weil er wußte, wie fruchtlos er sein würde. Er überlegte, ob er nicht Barner's Hülfe und Rath in Anspruch nehmen solle, aber er war dieser Hülfe nicht sicher, und selbst im besten Falle wußte er, daß sie ihm bei der Tante ohne Nutzen sein würde. Er mußte allein seine Sache führen, da war kein Zweifel. Er entschloß sich also, der Tante zu schreiben. Mehrmals hatte er begonnen, aber immer wieder zerriß er seine Briefe, denn er mußte einsehen, daß die gewaltsam aufgethürmten Belagerungswerke seiner Gründe und Motive völlig machtlos gegen die Mauern jener Vorurtheile und Grundsätze sein würden, und ihm selbst erschien seine Sache, über die immer noch zwei Herzen erst entscheiden sollten, eben so arm an Gründen, als sie ihm fest in unumstößlicher Empfindung erschien. Mit Empfindungen gegen Empfindungen kämpfen ist aber ein Kampf, der eben so wenig durch Sieg auf irgend einer Seite als durch Versöhnung zu Ende gebracht wird. Er mußte also den Entschluß als das Unumstößliche hinstellen, mußte es der Tante überlassen,

diesen ihrerseits zu erschüttern, was ihn besonders bewog, nicht zu ihr zu reisen, und mußte sich begnügen, sie im voraus um Entschuldigung zu bitten, wenn er Lebensentschlüsse fassen würde, die jedenfalls nicht ihre Billigung, vielleicht nicht einmal ihre Verzeihung gewinnen würden. Im letzteren Falle müsse er ihr sogar ein äußerliches Zeichen ihrer Liebe zurückgeben, um nur dem Herzen, aber nicht dem Namen nach ihr Sohn zu bleiben, um nicht über ihren Namen gegen ihre Ueberzeugung zu verfügen. Er schrieb das Alles mit dem Ausdruck so zärtlicher Liebe als möglich, und diese Liebe war ja auch eine Wahrheit, aber der Zwiespalt zwischen Form und Kern dessen, was er aussprach, trat doch immer wieder grell hervor. Der Brief war endlich fertig, aber er mußte sich doch Zwang anthun, um ihn fortzuschicken. Als er fort war, hätte er ihn gern zurückgenommen. Nun aber fühlte er sich frei, glaubte, soweit man eine Unmöglichkeit erfüllen kann, seiner Sohnespflicht Genüge gethan zu haben. Aber es schien ihm Pflicht, die Antwort der Mutter abzuwarten, ehe er Netta entgegenträte. Ueber seine Glücksempfindung war doch ein Schatten gefallen.

Walther, so muthig er sich fühlte, trieb es doch,

so schnell als möglich den Ort zu verlassen, an dem seine Entwicklung zwar mächtig gefördert war, in dem aber sein Herz in schweren, noch nicht verbluteten Schmerzen zur Männlichkeit reifte. Er ging sofort zu seinem Lehrer und Meister, an den ihn Reinhold in tactvoller Empfindung mit allem Geschäftlichen gewiesen hatte. Tags vorher hatte schon der Professor die Arbeit einer strengen Prüfung unterworfen und seine Ausstellungen gemacht, die der Schüler mit dankbarer Bescheidenheit hinnahm. Heute nun verhehlte der würdige Mann nicht, daß seine Erwartungen um Bedeutendes übertroffen seien. Walther nahm die Anerkennung mit einer schmerzlichen Empfindung hin. Wie glücklich hatte er sich gefühlt, als er zagend und unsicher über die eigene Kraft an's Werk ging, wie gebrochen fühlte er sich, nun sie, mehr als er selbst hoffen konnte, gelungen war! Zwischen Anfang und Vollendung seiner Arbeit fiel in mehr als einer Beziehung der Wendepunkt seines Lebens. Der Schüler war zum Künstler, der Jüngling zum Manne gereift, und das Herz hatte sich in herben Schmerzen zum Entsagen gestählt. Sein Entschluß, schon jetzt nach Italien zu gehen, überraschte den Lehrer, der seine

Bedenken nicht zurückhielt, aber der junge Mann blieb so fest, und seine Begeisterung für die Kunst, der er sich gewidmet hatte, dazu die einsichtige Versicherung, daß er wohl wisse, wie viel ihm noch zu lernen bleibe, gab doch solche Zuversicht, daß selbst der etwas pedantische Professor seine Einwendungen aufgab. Das Geschäftliche war schnell geordnet, denn Reinhold hatte in Bezug auf die Bezahlung dem Meister so freie Hand gelassen, und diesem erschien die Arbeit eines so viel höheren Preises werth, als er Anfangs gemeint und Walther in Aussicht gestellt hatte, daß er nicht Anstand nahm, dem hoffnungsvollen Schüler ein so ausreichendes Reisegeld auszuzahlen, daß dieser sich plötzlich so reich sah, als noch nie zuvor im Leben, und sich doch eingestehen konnte, daß der empfangene Preis kein Almosen sei, sondern der wohlverdiente Lohn seines Fleißes und seiner Fortschritte. Der Professor gab dem Schüler noch einige kurze Empfehlungsbriefe mit, und der Abschied war herzlich und leicht.

Nun eilte Walther zu seiner Wohnung, um die Abreise auch nicht eine Stunde zu verschieben. Aber sein Weg führte wieder an Reinhold's Villa vorbei. Der Tag senkte sich schon. Oben in Reinhold's

Zimmer waren die Vorhänge zugezogen, und Licht schimmerte hinter denselben. Er schrieb an dem Brief, den wir kennen. Der Gartensaal aber stand offen, und die Malergerüste waren bereits fortgeräumt. Walther konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal vor seine Arbeiten zu treten. Leise ging er durch das Gärtchen, scheu in den schon länger werdenden Schatten der Gesträuche hinschlüpfend, und trat ein, als hätte er kein Recht mehr an Raum und Schmuck des Saales. Der mattere Schein des Tages wob um die nun freien Bilder ein wunderbar verschwimmendes Licht. Der junge Künstler blickte auf sein eigenes Werk, als wäre es ein fremdes, das ihm unheimlich entgegentrat. Nach und nach erst fand er sich wieder in seiner Arbeit und konnte sich nicht von derselben trennen. Es war nicht eitle Selbstbeschauung, die seinen Fuß bannte, nicht prüfende Kritik, die er noch einmal, wie schon so oft, anlegen wollte, es war ein Zurückleben aller der Stimmungen, in denen er diese Landschaften malte. Nur dem Künstler allein bewußt, trägt jede Production ein Stück seines Lebens, pulsirt in ihr ein Theil seines Herzblutes und weckt die Wehmuth des sich selbst

Wiederfindens. Ohne Abschied war Walther von Netta, mit gewaltsam abgekürztem Gruß von Reinhold geschieden, von sich selbst und seinem Werk nahm er langen und wehmüthigen Abschied, aber in demselben wurde sein Herz ruhig, denn er lernte in ihm, durch welche Kraft, mit welcher Hülfe er überwinden würde.

Es war fast dunkel, als er, aus seinen Träumereien aufschreckend, schnell forteilte und sich nun ganz losgelöst fühlte von dem Ort. Die Reiselust, die Sehnsucht nach dem Süden fing an, sich mächtig in seiner Brust zu regen, und für Augenblicke alles Andere vergessend, jubelte er auf in einem frischen Wanderliede. Mit der einen Hand schwenkte er den Hut, mit der anderen hielt er seinen Schatz, sein selbstverdientes Reisegeld, den Schlüssel zum Paradiese seiner Jugendsehnsucht. Dieser lichte Hoffnungsstrahl erhellte selbst die trübe Stimmung des Entsagens, die auf seinem Herzen lag. Er glaubte sich glücklich in dem Augenblicke. In seinem kleinen Dachstübchen angekommen, waren schnell die ärmlichen Habseligkeiten zusammengepackt, aber er vergaß keine von des Bastler's Skizzen. Alles war fertig, die Glocke der Thurmuhr schlug neun. Eine Stunde noch, und der Eisenbahnzug führte ihn

fort, und der dritte Morgen schon konnte ihm jenseit der Alpen tagen. Er überzählte noch einmal seine Baarschaft und überzeugte sich, daß sie weit hinaus reiche. Da polterten Schritte die Treppe herauf, Stimmen durcheinander trafen mit bekanntem Klang sein Ohr, es tappte an seiner Thür, und auf sein unwilliges „Herein“ traten der alte Komiker und die Stiefmutter in's Zimmerchen. Die Frau Directorin war auf einmal von ganz besonderer Zärtlichkeit, immer wieder umarmte sie den Stiefsohn, so sehr sich der auch ihrer Aufdringlichkeit zu entziehen suchte. Walther wollte den Besuch kurz abbrechen, indem er sein Ränzelchen umschnallte und sagte, er müsse zum Bahnhof, da er in einer halben Stunde nach Italien abreise.

„Herr des Himmels,“ rief die Stiefmutter, „dann war es ja die allerhöchste Zeit!„

Und nun kamen Gründler und sie mit ihren Projecten heraus. Sie Beide seien am Aeußersten, und Schuldthurm oder Arbeitshaus ihre nächste Aussicht. Aber da hätten sie die Concession, das Erbtheil von Walther's vortrefflichem, genialem Vater, und die Pflicht, vor Allem das Andenken dieses durch neidisches Schicksal nicht zur höchsten Anerkennung gelangten

Künstlers zu ehren. Sie brauchten Nichts als Geld, um sich flott zu machen. Die Directorin sprach im höchsten Pathos, oft unter Thränen declamirend, das ganze Arsenal edler Motive wurde ausgekramt, Gründler, ohne sie zu beirren, sie und sich selbst ironisirend, warf immer die plumpe Kehrseite dazwischen, und Walther hatte Mühe, sich des komischen Eindrucks zu erwehren. Aber seine Zeit drängte. „Ich muß fort!“ rief er und wollte sich losmachen.

„Halt!“ rief Gründler und trat in die Thür, „nur über unsere Leichen führt die Treppe,“ während die Stiefmutter beide Arme um seinen Nacken schlang.

„Wir haben Alles, sind Alle gerettet, Alle glücklich, Deines Vaters Andenken ist glänzend gewahrt, und es kostet Dich nur eine halbe Stunde.“

„Seid kurz,“ rief Walther in halber Verzweiflung, „so will ich Euch anhören!“

Nun nahm Gründler das Wort. Der Theater-Agent sei bereit, ihnen eine neue Gesellschaft zusammenzubringen, den verpfändeten Fundus einzulösen, die nothwendigen Vorschüsse zu zahlen, falls sie Netta bewegen könnten, den Contract zu unterzeichnen, den er von ihr verlange. Das Mädchen sei eigensinnig und

verweigere durchaus, sich zu binden. Nun verlangten sie Nichts weiter von Walther, als daß er Netta dazu überrede. Walther fuhr auf, es gab eine heftige Scene, die Stiefmutter weinte und beschwor den Geist des Gatten herauf gegen den herzlosen Sohn, der Komiker spielte fluchend und tobend die ganze Scene eines verhungernden Ugolino und kam schließlich mit Anspielungen heraus, die Walther's Verhältniß zu Netta zwar durchaus verkehrt auffaßten, so weit aber doch der Wahrheit nahe kamen, daß er ihm auf den Kopf zusagte, er sei in das Mädchen verliebt, und er würde das Netta eben so aussprechen, wenn sie sich immer fester in ihrem Eigensinn verstocken wolle. Walther glühte auf vor Zorn und Verlegenheit, und die Stiefmutter hatte mit scharfem Blick nun entdeckt, wo er verletzlich sei. Ihm war der Gedanke unerträglich, sein Geheimniß in roher Weise gegen Netta ausgesprochen zu wissen, noch unerträglicher der, daß die arme Nachtigall aus Freundschaft für ihn ihre Freiheit verkaufen solle. Er hätte willig sein Leben gegeben, um das zu hindern, und so griff er mit schnellem Entschluß in die Tasche, riß seine Brieftasche heraus mit dem eben verdienten Gelde und

rief: „Da nehmt Alles, aber gegen das feierliche Versprechen, Netta nicht wiederzusehen, mit keinem Wort sie zu behelligen, mit keiner Bitte in ihre Entschlüsse einzugreifen, vor allen Dingen aber meinen Namen niemals gegen sie zu nennen.“

Die Stiefmutter riß mißtrauisch, fast verächtlich die Brieftasche auf, aber laut jubelnd entdeckte Gründler all' das Geld. „Wir sind aus der Patsche!“ rief er. „Kerl, wie kommst Du zu all' dem Mammon? Alles versprechen wir Dir bei des Zauberers Hirngebein, und einen Schuldschein schreibt Dir die Mama, für den ich gutsage, der ist sicher, wie der Thurm von Pisa!“

Die Frau Directorin vergoß Thränen der Rührung, die sie unter immer neuen Zärtlichkeiten laut proclamirte.

Walther drängte die Beiden zur Thür hinaus und schob den Riegel vor. Nun hatte es bereits zehn Uhr geschlagen, der Zug, der ihn fortführen sollte, war schon längst abgegangen, sein Reisegeld hatte er hingegeben und mit ihm die Hoffnung, die ihn aufrecht gehalten hatte in den Stürmen dieses Tages. Die Thränen des Zornes traten ihm heiß in's Auge, und rathlos und matt warf er sich auf sein Lager.

VII.

Es war ein schöner, frischer Sommervormittag, ein Aufgewachtsein der Natur aus einer duftigen Nacht nach einem prächtigen Gewitterabend. Sonnenschein und Ruhe lag um Barner's friedliches Häuschen. Der alte Herr war im Garten bei seinen Blumen, Frieda hatte sich vor dem Hause auf einem sehr sauber gehaltenen, Morgens schattigen Gartenplätzchen mit den Kindern eingerichtet, das ihr schon deßhalb lieb war, weil sie dasselbe den Männern fast mit Gewalt und nicht ohne längere Mühe abgerungen hatte. Sie wollte Morgens auch einen Schattenplatz haben, und den bot ihr der Garten nicht; aber vom Hofe wollte Georg Nichts für das Unnütze abgeben, am wenigsten das Pflanzen eines Baumes oder Strauches gestatten, der ihm nach irgend einer Seite die Aussicht auf das Feld seiner Thätigkeit verdecken könnte. Beide bestanden diesmal sehr fest auf ihrer Meinung, und auch der Versuch, Barner zum Schiedsrichter zu

machen, schlug gänzlich fehl. Er erklärte einfach, die Gründe Beider hätten ihre Berechtigung, und da sei es denn allein die Sache des Ehepaars, sich darüber zu einigen, wer dem Anderen ein Opfer seines Wunsches zu bringen gewillt sei. Das war aber ein falscher Gesichtspunkt, denn ein Opfer zu bringen, wären Beide bereit gewesen, aber als Opfer wollte es Keiner annehmen; nein, der Andere sollte anerkennen, daß das Recht auf jener Seite sei, das war das Verlangen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, Georg polterte sogar einige Male heftig auf, aber damit hatte er seine Sache verloren. Frieda blieb ganz ruhig und freundlich, Georg mußte, um wieder gut zu machen, wo er zu weit gegangen war, einige Schritte nachgeben, und nun trat die Bitte hinzu und besiegte ihn vollends. Dafür nahm er nun die Sache in die Hand, und schnell war viel mehr, viel Besseres entstanden, als Frieda selbst beabsichtigt hatte. Georg konnte es zwar immer noch nicht lassen, seine spöttischen Bemerkungen über das große Vogelbauer zu machen, rund herum mit Grün besteckt; aber er demonstrirte dem Schwiegervater auch, das Ding sei zwar höllisch im Wege, indessen hätte

es doch auch seine praktische Seite, denn wenn Frieda ein Stündchen zwischen dem Zaune gesessen hätte, könne man von ihr verlangen, was man wolle, und er hätte schon manchen kleinen Vortheil aus der Zähmungsmaschine gezogen. Frieda lächelte dazu. Er wollte ihr ihren kleinen Sieg fortspotten, aber sie ließ sich den Triumph nicht nehmen, wenn sie ihn auch nicht aussprach.

Auf diesem Plätzchen, das, anmuthig umrankt, mit immer neuen, blühenden Blumen decorirt war, saß nun Frieda, der Aelteste spielend zu ihren Füßen, der Jüngste im zierlichen Wägelchen zu ihrer Seite. Beglückendste Mutterfreude lag um ihre jugendlich frischen Züge. Da kam Georg, der auf dem Acker bei den Arbeitern gewesen war, auf den Hof gesprengt; der älteste Knabe lief ihm jubelnd entgegen, Frieda stand auf, konnte aber den Kleinen nicht verlassen. Georg hob den Jungen erst hoch in die Luft, daß dieser hell aufkreischte vor Lust, und setzte ihn dann auf das Pferd, das er im Kreise herumführte. „Mein Gott, Georg," rief Frieda, „das Pferd kann scheu werden, das Kind muß fallen, ich ängstige mich halb todt und bitte Dich um Alles in der Welt, nimm

ihn herunter!" Der Knabe klammerte sich mit beiden Händchen in die Mähnen, er wollte sein Glück, seinen Reiterstolz nicht so bald aufgeben, und Georg lachte. „Ja, wenn der Schlingel ein Pferd sieht, ist er nicht zu halten!" sagte er. „Das kommt davon, daß Du mit ihm in Deinem Vogelbauer sitzest, wo er die Gäule immer vor Augen hat; Robbi wird's bald eben so machen." — Aber Frieda bat und flehte. „Was giebst Du mir, wenn ich ihn herunternehme?" rief Georg, und als sie Alles zugestand, was er nur wolle, wußte er wirklich Nichts, was er nun wünschen könnte.

Barner war über den Wortwechsel auch aus dem Garten gekommen, als ihm aber Frieda die Unvernunft des Mannes und die Gefahr für das Kind klagen wollte, setzte er sich nur lächelnd zu dem Jüngsten, ohne ein Wort zu sagen, und gab ihr so die Freiheit, selbst zu handeln. Frieda eilte nun zur Stelle der vermeinten Gefahr, aber kaum hatte sie ein paar Schritte gethan, als Georg rief: „Mama kommt, Mama kommt, Georgi, nun wird's uns schlecht gehen!" — und damit den Knaben vom Pferde riß, das er dem wartenden Knechte übergab.

Frieda wandte sich halb schmollend. „Nun macht

er mich noch zum Störenfried, zum Popanz vor den Kindern, Papa," sagte sie; „das wird eine furchtbare Erziehung geben!"

Aber Georg hatte sie erreicht, den Knaben zur Erde gesetzt und sie umarmt.

„Damit meint er Alles gut gemacht zu haben," sagte Frieda.

Nun saßen sie Alle auf Frieda's Schattenplatz, und Georg sagte unbedacht, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte: „Ach, hier ist's kühl, hier ist's prächtig, die Sonne sticht heute gewaltig!"

„Er lobt mein Vogelbauer, Papa," sagte Frieda; „ich glaube, er hat Recht, es ist eine Zähmungsmaschine, und nicht allein für Frauen."

Georg wollte Etwas erwidern, aber da wurde ihre Aufmerksamkeit auf Anderes gelenkt. Langsam, bedächtig fuhr ein altmodischer, schwerer Halbwagen auf den Hof. Der alte Kutscher, in dem wir gleich Karl Poltel erkennen, sah nicht rechts, nicht links, nur auf seine Gäule; dann, wenig Schritte vor der Hausthür, schwang er die Peitsche, rollte im mäßigen Trabe vor und rief laut in den Wagen hinein: „Hier, Euer Gnaden, ist das nun!"

„Hier, Karl?“ antwortete eine Frauenstimme aus dem weit überhängenden Verdeck hervor.

„Ja, Euer Gnaden, hier wohnen die Leute,“ antwortete Karl.

Georg war nahe daran, in lautes Gelächter auszubrechen, aber ein strafender Blick von Frieda hielt ihn schnell in Schranken. Sie traten Beide an den Wagen heran, denn sie konnten ja nicht im Zweifel sein, wer der unerwartete Besuch sei, aber sie konnten auch annehmen, daß etwas besonders Wichtiges vorgefallen sein müsse, was Reinhold's Tante zu ihnen führte.

„Euer Gnaden, das sind der Herr Rittmeister, und das sind seine Frau — da hinter dem Abschlag sitzt der alte Mann, ihr Vater.“

Die alte Dame stieg ruhig und bedächtig, von Frieda unterstützt, aus dem Wagen, machte eine steife, aber freundliche Verbeugung und sagte einfach: „Ich muß mich wohl selbst vorstellen. Ich bin die verwittwete Freifrau von Borken aus Groß-Borkstaedt und muß Sie bitten, mir zu vergeben, daß ich so unangemeldet in's Haus falle, eine ganz Fremde!“

„O, Sie sind uns nicht fremd, gnädige Frau!“

sagte Frieda und reichte ihr freundlich die Hand. „Die Pflegemutter unseres lieben Freundes Reinhold . . .“

Ueber die Züge der alten Dame zog ein so tief schmerzlicher Zug, daß Frieda sofort verstummte, aber nun auch wußte, daß Reinhold der Grund dieses überraschenden Besuches sei.

„Um Gottes willen,“ rief sie, „es ist ihm doch kein Unglück widerfahren?“

Frau von Borken senkte den Blick, und Frieda verstand sie. Mit töchterlicher Sorgfalt führte sie die alte Dame in's Haus, setzte sie auf den Fauteuil, zog die Gardine zu und fragte, was sie ihr zur Erquickung bringen könnte.

„Nichts, Nichts, liebes Kind,“ sagte die alte Dame und lächelte. „Ich bin keine von den Schwachen, und solche Fahrt von vier Meilen, so ungewohnt sie ist, wirft mich nicht um. Das Beste, was ich brauchte, haben Sie mir schon gegeben, denn wenn ich in Ihr liebes Gesicht sehe, weiß ich, daß ich das Rechte traf, als ich mich entschloß, hieher zu fahren.“

„Ich würde sagen, und mit Wahrheit sagen, daß Sie uns eine große Freude machten durch Ihren Entschluß, müßte ich nicht fürchten, daß es keine

Freude war, die Sie zu uns führte," sagte Frieda und wollte der alten Dame die Hand küssen, die das aber hinderte und sie sanft an's Herz drückte.

„Ach nein, keine Freude, aber schwere, schwere Sorge!" sagte sie. „Lassen Sie mich das aber erst auseinander setzen, wenn Ihr Herr Vater und Ihr Herr Gemahl da sind. Ich möchte es nicht gern öfter als einmal aussprechen, und es wird mir das schon schwer genug."

Frieda, mit dem feinen weiblichen Herzenstacte, fühlte gleich, daß es der alten bekümmerten Frau vor allen Dingen behaglich gemacht werden müsse, und das war ihr schnell gelungen.

„Wie gut Sie zu mir alten Frau sind, liebes Kind!" sagte sie. „Ja, und nun kann ich es begreifen, daß er sich hier wohl fühlte und von Anfang an heimisch erschien!" Dann, als erschräke sie, daß sie von ihm spräche, der zwar alle ihre Gedanken erfüllte, den sie aber noch nicht erwähnen wollte, brach sie ab und sagte: „Wenn nun die Herren hier wären, könnte ich Alles vor Ihnen auseinander setzen. Man muß auch dem Kummer im Leben gerade entgegengehen. Das wissen Sie, Gott sei Dank, noch nicht,

aber Ihr Herr Vater wird mir Recht geben, der wird es auch schon erfahren haben. Mit dem „aus dem Wege gehen“ ist Nichts geholfen.“

Frieda ging leise hinaus, um den Vater und den Gatten zu rufen, und mit flüchtigen Worten hatte sie ihnen gesagt, daß die gute Dame um den Adoptivsohn in Sorge zu sein schiene und sie zu sprechen wünsche.

„Laß nur den Papa allein gehen,“ sagte Georg, „denn was da herauskommen sollte, sah ich auf den ersten Blick. Ich tauge nicht zu so Etwas, vielleicht weil ich es zu genau kenne. Alle meine Sünden fallen mir dabei ein. Gerade solch' Gesicht wie die alte Tante zog meine selige Mama auch, wenn ich dumme Streiche gemacht hatte und Schulden beichten mußte. Das sind harte Momente im Leben, aber sie gehen auch vorüber, ich habe die ganze Schattirung durchgemacht. Heftigkeit, Zorn und Schelten, das geht noch, das ist das Vatergeschäft; aber die Thränen und das Unglücklichsein, das macht Einen mürbe. Damit fassen uns die Frauen, und wenn Reinhold auch just keine Schulden gemacht haben wird — der arme Sünder ist er, und ich sehe gar nicht ein, weßhalb

ich für ihn das Lamento aushalten soll, das mir schmerzliche Erinnerungen weckt. Er kann's selbst ausbaden."

Frieda wurde ärgerlich. „Ueber den Schmerz einer Mutter soll man nicht Scherz treiben!" sagte sie. „Reinhold ist unser Freund..."

Georg lenkte gleich ein, wenn er sie wirklich verletzt sah. „Nun gut, gut," sagte er, „ich komme ja mit, weil mir Reinhold auch einmal aus der Patsche half, als ich ihn gründlich anpumpte. Aber possirlich werde ich mich ausnehmen als Höllenrichter. Was nur da herauskommen wird!"

Nun saßen sie Alle in Frieda's behaglichem Stübchen, die junge Frau dicht neben der alten Dame, deren Hand sie ergriffen hatte und zwischen der ihrigen hielt, Barner ihnen gegenüber, Georg weiter ab im Fenster. Es war ihm lieb, daß er den Blick auf den Garten hinauswenden konnte, der ihn doch sonst wenig interessirte. Frau von Borken saß in gewohnter steifer Haltung da. Ihr Ausdruck war ruhig, mild, wenn auch bekümmert.

„Zuerst muß ich erklären," fing sie an, „weßhalb ich zu Ihnen komme, die ich heute zum ersten Male

sehe, und nicht lieber zu einem meiner alten Freunde und Nachbarn. Ich will Ihnen das ganz aufrichtig sagen. Sie meinen es gut mit meinem Adoptivsohne Reinhold, und das thun die Anderen nicht. Dort wäre ich vielleicht Schadenfreude begegnet, und das könnte ich nicht ertragen. Hier hoffe ich auf Theilnahme, vielleicht auf Rath und Beistand und, wenn es sein kann, auf Aufklärung. Nicht wahr, Sie werden mir Nichts verschweigen?"

„Wenn Sie Freunde Ihres Adoptivsohnes suchten, gnädige Frau," sagte Barner, „so haben Sie solche gefunden. Wenn es sich um sein Wohl handelt, so stelle ich Alles zur Verfügung, was ich vermag."

„Das wußte ich," erwiderte Frau von Borken, „und nun lesen Sie den Brief, lesen Sie ihn laut. Ich habe ihn so oft gelesen, so oft mit Sorge durchgrübelt und zu verstehen gesucht, daß es mich nicht verletzen wird, ihn zu hören."

Barner las den Brief, den die alte Dame ihm reichte und dessen Inhalt wir kennen. Frau von Borken ließ den Blick von Einem zum Anderen streifen und prüfte den Eindruck, den die Zeilen hervorriefen. Barner schüttelte den Kopf, verzog aber keine

Miene, Frieda senkte erröthend den Blick, und Georg rief erstaunt: „Was Tausend hat er vor? Wo will er hinaus? Was soll werden? Ja, ist es denn nun aus?“

Ja, der Brief war aus. „Er will irgend einen Beruf wählen, der zu seinem jetzigen Stande nicht paßt,“ sagte Frau von Borken. „Ja, was kann das sein? Der Adel von jetzt ist nicht mehr so exclusiv in der Wahl eines Berufes als früher, das werden Sie mir bestätigen, Herr von Halden, und ich wüßte nicht, was für Reinhold von Borken nicht passen sollte und für Reinhold Hillmar ehrenvoll wäre.“

„Ach, das ist's auch nicht!“ platzte Georg unüberlegt heraus. „Das würde er geradezu aussprechen; da sitzt noch etwas Anderes dahinter. Der Kerl ist verliebt, da möchte ich wetten! Der ganze Ton des Briefes hat etwas so Verblümtes, und da es im Kopfe sonst richtig scheint, muß es ihm im Herzen sitzen.“

Frieda winkte ihm vergebens, er merkte das nie, ehe er nicht seine ganze Rede fertig hatte.

Frau von Borken schüttelte den Kopf. „Auch das würde er ausgesprochen haben, damit würde er

zu mir gekommen sein. Hatten Sie in letzter Zeit keine Briefe von ihm, die uns einiges Licht geben könnten?"

„Papa hatte vor wenig Tagen einen Brief!" rief Georg.

Frau von Borken sah Barner halb fragend, halb mißtrauisch an. „Ich weiß wohl, Herr Barner," sagte sie, „daß ich kein Recht habe, nach dem Inhalte Ihrer Briefe zu fragen; aber rechnen Sie es einer tief bekümmerten Frau zu Gute, deren Herz an Nichts auf der Welt mehr hängt als an dem Geschicke ihres einzigen Verwandten."

Barner war einen Augenblick erschreckt, er ahnte die Wahrheit, aber scheinbar ruhig stand er auf. „Ich hole den Brief, Geheimnisse enthält er nicht, am wenigsten für Sie, gnädige Frau," sagte er.

Barner ging, und Alle saßen stumm in banger Spannung, bis er mit einem Briefe in der Hand wieder eintrat. „Lies, Georg," sagte Barner, vielleicht in der Absicht, die Zwischenbemerkungen des Schwiegersohnes zu verhindern. Georg las hastig, trocken und einförmig, wie einen Geschäftsbrief, die enthusiastische Schilderung von Netta's Erfolg, mit

glühenden Farben dargestellt, mit dem Jubel, endlich die gefunden zu haben, die er so lange mit der ganzen Sehnsucht des Herzens suchte. Erschreckt, in peinlicher Spannung wurde den Zuhörern immer klarer, in welchem Zusammenhange diese Briefe stünden, und doch wagte Keiner, es auszusprechen. Georg, der immer überstürzter gelesen hatte, sprang auf, holte tief Athem und rief, auf den Brief schlagend: „Nun, da haben wir ja die Geschichte! Er hat sich verliebt in Eure garstige Nachtigall, die auf einmal wunderschön geworden sein soll! Nun, das muß ich sagen, da hört die Weltgeschichte auf, und wenn Ihr das begreift, trotz Eurer Vorliebe für das Mädchen . . ."

Frieda hatte seinen Arm ergriffen. Sie fühlte, daß die Situation immer peinlicher wurde, sah es der alten Dame an, daß ihr Vertrauen immer mehr schwand.

„Ich kann nicht zweifeln, daß der Herr Rittmeister das Richtige getroffen hat," sagte sie kalt und verletzt. „Sie kennen also den Gegenstand dieser Begeisterung, haben Vorliebe für denselben. Wahrscheinlich lernte mein armer Reinhold — die Komödiantin hier kennen.

O, nun verstehe ich ja ganz, was ihn hier so fesselte, und darf wohl nicht weiter fragen!“

Thränen erstickten ihre Stimme. In weiblicher Schwäche hatte sie sich gleich die Schuld ihres Lieblings dadurch zu mindern gesucht, daß sie einen Theil derselben auf Andere schob. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Sie war zu klug und zu gut zugleich, um die Verirrung ihres Kummers nicht sofort zu bemerken, und zu aufrichtig, um das nicht sogleich zu gestehen. — „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie und reichte Barner die Hand. „Es überfiel mich so jäh. Aber bitte, sagen Sie mir nun, wer ist das Mädchen?“

Georg wollte wieder das Wort nehmen, aber diesmal hielt ihn ein Blick und eine Handbewegung von Barner zurück. „Bitte, lieber Georg, laß mich das der gnädigen Frau erzählen.“

„Nun, wenn der Papa es in die Hand nimmt, desto besser,“ sagte Georg erröthend und ging an seinen Fensterplatz zurück.

Barner erzählte nun knapp, aber klar Netta's Geschichte. Er gab ein anschauliches Bild des wunderlich störrischen, halb überselbständigen, halb un=

fertigen Charakters. Frau von Borken hörte zu mit gespannter Aufmerksamkeit, aber sie bewegte immer bekümmerter den Kopf, als Barner geschlossen hatte: „So hat das Mädchen sich uns gezeigt, durchaus muthig, entschlossen, ehrenwerth, aber scheu, ohne Verlegenheit, zurückhaltend, ohne Verstellung, und sicher Anlagen und ein inneres Leben in sich verschließend, das nach Reinhold's Brief jetzt hervorbrach."

Als darauf eine peinliche Stille eintrat, ließ sich Georg länger nicht halten. „Papa," sagte er, „hat uns da eine vortreffliche Schilderung entworfen, aber ich möchte doch wetten, daß die gnädige Frau weit davon entfernt ist, sich eine richtige Vorstellung von dem Mädchen zu machen, und die ganze Geschichte beweist recht, wie nothwendig das ist. Hätte Reinhold nur gleich gewußt, wie das Mädchen aussieht, er hätte es wohl bleiben lassen, ihm nachzulaufen."

„Darauf kommt es aber gewiß nicht an," sagte Frau von Borken. „Mein armer Sohn schildert sie schön, und wenn sie ihm so erscheint . . ."

Georg lachte laut auf. „Das ist aber rein unmöglich!" rief er. „Ich bin doch auch nicht blind, wenn ich auch schon vier Jahre verheirathet bin, und

ich kann versichern, daß das Frauenzimmer mordhäßlich ist, und rufe den Papa und Frieda zu Zeugen auf, ob das ein Mensch läugnen kann!“

Frieda sagte schnell: „Du hast eben nur ein Urtheil über ihr Aeußeres, und das machte Dich gleich ungerecht. Schön ist sie freilich nicht.“

Barner setzte hinzu: „Es muß in dem Mädchen Etwas entwickelt sein, wovon wir Alle keine Ahnung hatten, sie selbst wahrscheinlich nicht, und das muß auch ihr Aeußeres in ganz anderes Licht gestellt haben.“

„Aber Papa,“ rief Georg, „wie kann eine innere Entwickelung, oder wie Du es nennst, einen Menschen anders aussehen machen, als er nun einmal gewachsen ist? Menschen sind doch keine Laterne, die freilich anders aussieht, wenn sie brennt, als wenn sie ausgelöscht ist. Das sind nun vielleicht vier Monate her, daß wir Eure Nachtigall, die Ihr doch auch so nennt, weil das ein garstiger Vogel ist, hier auf den Schub brachten, und seitdem soll sie von innen heraus ihre Häßlichkeit verwachsen haben. Das macht mir Niemand weiß. Ich bleibe dabei, daß kein vernünftiger Mensch sich in sie verlieben kann,

und somit ist Reinhold entweder nicht vernünftig in diesem Augenblick, oder er ist auch nicht verliebt, und wir ängstigen uns ganz umsonst."

Die alte Dame hatte an alle dem Besprechen von Netta's Aeußerem keinen Theil genommen und still vor sich hin überlegt. „Ich kann mich nicht damit beruhigen," sagte sie, „daß es anders sein könnte. Im Gegentheil, ich bin zufrieden, daß ich jetzt weiß, was es ist, und daß das Grübeln über das „Was" zu Ende ist. Ein Unglück, das man kennt, läßt sich leichter in's Auge fassen, als eins, das unbestimmt droht. Aber ein Unglück ist es, eins, das mir aus heiterem Himmel kommt und das ich nie gedacht hätte, erleben zu müssen. Sie, Herr Barner, würden es vielleicht nicht so hart ansehen, aber für mich ist und bleibt es so. Ich könnte ja sagen: Er ist nicht dein Sohn, er giebt dir selbst den Namen und die Pflichten des Sohnes zurück, sage dich von ihm los und laß ihn thun und lassen, was er will. Das wäre leicht gesagt, aber man muß Nichts aussprechen, was man nicht hoffen darf, thun zu können. Ob mir alten Frau das Herz darüber bricht, was läge daran, aber ich habe eine größere Verantwortung, denn ich

habe Andere zu vertreten, zunächst meinen seligen Borken, und dann seine verstorbenen Eltern. Das sind schwere Vermächtnisse."

„Gnädige Frau," sagte Barner, „Sie haben Recht, unsere Gesichtspunkte in diesem Falle sind verschieden. Sie, in den Anschauungen des Adels aufgewachsen, müssen das anders betrachten als ich, der Handwerkersohn, der nicht sagen darf: der Mensch ist, was er geboren ist, sondern er ist, wozu er sich machte. Eins haben wir aber Beide, das sind mancherlei Erfahrungen des Lebens, und Beide Freundschaft für Reinhold, und ich denke, Beide auch das Herz, nicht nur Vorurtheile zu bekämpfen, sondern auch uns nicht von Schwäche hinreißen zu lassen. Vielleicht kommen wir damit, trotz unserer verschiedenen Gesichtspunkte, auf Eins hinaus, und dann wäre das sicher das Richtige."

„Ich verstehe Sie noch nicht," sagte Frau von Borken.

Georg verstand ihn auch nicht, war aber in peinlichster Angst, daß Etwas herauskommen könnte, womit er durchaus nicht einverstanden sein würde und das ihn zwänge, dem Schwiegervater vor einer

Fremden zu opponiren. Er flüsterte also Frieda zu, daß er nothwendig draußen zu thun hätte, und da sie ihn nicht zurückhielt, ging er leise aus dem Zimmer.

„Nehmen wir also an," nahm Barner wieder das Wort, „daß Reinhold das Mädchen zu lieben glaubt und die Absicht hat, es zu heirathen."

Frau von Borken zuckte zusammen. „Bitte, fahren Sie fort," sagte sie.

„Daß die arme Netta niederen Herkommens ist," fuhr der alte Herr fort, „das hätte für mich nichts Bedenkliches, aber ihre und Reinhold's Verhältnisse gehen weit aus einander. Nun ist es meine Erfahrung, und auch Sie, gnädige Frau, werden das oft beobachtet haben, daß jede Ehe, wenn sie eine glückliche und wahre sein soll, viel durchzukämpfen hat, um die Einflüsse der Erziehung des Einzelnen, die Verschiedenheit der Verhältnisse, in denen die Gatten aufwuchsen und die fortdauern, wenn Jedem in seiner Familie diese Einflüsse und Verhältnisse bleiben, in Harmonie zu bringen. Je ähnlicher Erziehung und Verhältnisse waren, desto leichter dieser Kampf. Früher, als die Stände sich streng schieden, nannte man die Heirathen aus einem in den anderen Mesalliancen,

und Sie werden das Wort beibehalten haben, gnädige Frau. So will ich es denn in meinem Sinne auch adoptiren. Die Bildung, das Geld, der Einfluß scheidet jetzt die Kreise der Gesellschaft, nicht mehr die Geburt und der Name, so wenigstens ist meine Auffassung."

„Hier gehen unsere Meinungen schon auseinander," sagte Frau von Borken, „wenn ich auch in Manchem Ihnen Recht geben müßte."

„Einen Kampf aufzunehmen, um das Glück einer Ehe," fuhr Barner unbeirrt durch den Einwand fort, „eine Mesalliance zu schließen in meinem Sinne, nicht in dem engeren aristokratischen, dazu gehört ein fester, rücksichtsloser, eiserner Charakter, und es ist Vermessenheit, sich den zuzutrauen. Unser Reinhold, glaube ich, hat ihn nicht, und so wäre es ein Unglück für ihn, wollte er diese Heirath schließen. Aber sie wäre auch ein Unglück für das Mädchen, und ich habe die Pflicht, schon im Andenken meines alten Freundes Sebastian, auch das in's Auge zu fassen."

„Sie machen meinem Sohne den Vorwurf, daß es ihm an Charakter fehlt," sagte Frau von Borken nicht ohne Empfindlichkeit.

„Gnädige Frau,“ erwiderte Barner ganz ruhig, „ein Vorwurf sollte das nicht sein, was ganz nothwendige Folge seiner Erziehung ist. Wer von Kindheit auf nie gelernt hat, sich einen Wunsch zu versagen, wer Alles ohne Kampf erlangte, was Andere mit Mühe erst erreichten, dem stählt sich die Kraft nicht, und Alles, was nicht geübt wird, versagt im entscheidenden Augenblick den Dienst. Gerade was wir an Reinhold liebenswürdig finden, sein leicht bewegtes, schnell empfängliches Gemüth, der romantische Zug seiner Phantasie, die edle Gewissenhaftigkeit eines reinen Herzens, ist jetzt Ursache unserer Sorge, und so wollen wir nicht tadeln, was wir vorher liebten, aber wir wollen zusammenstehen, um ein Unglück für die Beiden zu verhindern.“

„Für Beide?“ rief die alte Dame. „Nun, ich dächte, für das Mädchen wäre das Unglück nicht so groß.“

„Wenn Reinhold Recht hat,“ sagte Barner, „daß sie sich zu einem bedeutenden Talent entwickelte, so müßte sie das entweder für ihren Gatten aufgeben und daran zeitlebens kranken, oder ihn aus allen seinen Verhältnissen reißen, an ihre Laufbahn fesseln

und würde dann einsehen, daß sie ihm nicht Alles ersetzen kann, was sie ihm nahm. Ist ihre Entwickelung eine Täuschung, eine Phantasie Reinhold's, nun, so würde auch ihr Besitz ihn enttäuschen."

„Also meinen Sie," fiel Frau von Borken ein, „daß das Unglück, wie Sie es selbst nennen, abgewandt werden muß und noch abzuwenden ist?"

„Das meine, das hoffe ich," sagte Barner und stand auf. „Das Leben ist kein Roman, dessen letztes Capitel mit einer Heirath schließt, und wir sind nicht müßige Leser, die sich mit solchem Schluß begnügen. Wir haben hier schwere Pflicht der Freundschaft zu erfüllen, und Sie sollen unsere Hülfe nicht umsonst angerufen haben, gnädige Frau."

Frau von Borken sah den alten Mann mit einem langen, durchdringenden, erst verwunderten Blick an. Die Anschauungen aus anderem Lebenskreise, denen sie sich immer verschlossen hatte, waren ihr so neu, trennten und trafen sich doch mit den ihrigen wunderbar und weckten gleich ihr Vertrauen. Dazu hatte Frieda vom ersten Augenblick ihr Herz gewonnen. Sie fühlte schmerzlich, daß ihre Auffassung, von der sie doch nicht mehr scheiden konnte, zusammenbrach,

und sah angstvoll eine andere, in der sie sich nicht so schnell zurecht zu finden vermochte. Aber es zeigte sich ihr Hoffnung und Hülfe in ihrem Kummer. Und doch kämpfte ihr schnell gewonnenes Zutrauen noch immer mit dem Rest alten Mißtrauens.

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick mit Ihrer Tochter allein, mich zu fassen,“ sagte sie, „und dann wollen wir berathen. Sie sollen mich nicht schwächlich finden, aber mein Leben und Alles, was mich traf, ist immer so allmählich gegangen, daß ich mich in das Gewaltsame, Ueberstürzte nicht finde.“

Barner reichte ihr die Hand und ging.

Frau von Borken lehnte an Frieda's Brust und weinte still vor sich hin. „Welch' ein Glück, liebes Kind,“ sagte sie, „solch' einen Vater zu haben! Wie sicher muß Ihr Leben sein unter seinem Schutz!“ Darauf saß sie lange still und ließ sich Frieda's Zärtlichkeit und Fürsorge lächelnd gefallen. Dann sprach sie von anderen Dingen, ließ die Kinder kommen und liebkoste sie, ging mit ihnen und Frieda durch Haus und Garten, lobte hier, gab da ihren Rath, es war, als wolle sie sich selbst erst zu einer Freundschaft warm machen, ehe sie dieselbe annähme. Aber sie

selbst war sich dessen nicht bewußt, und am wenigsten ahnte sie, wie ihre schlichte Aufrichtigkeit, ihr mütterliches Wohlwollen, und dabei die Sicherheit der Herrin durch ein langes Leben, Frieda schnell an sie gefesselt hatte. Wer sie so den großen Mittelsteig im Garten zusammen herunterschreiten sah, die alte, grade, anspruchslos schlichte und dabei doch vornehme Frau, und neben ihr die anmuthige, elegante, schöne, junge Erscheinung, dem hätte es vorkommen müssen wie alte und junge Zeit neben einander, die so verschieden waren und sich doch an einander anlehnten. Als nun der Mittagstisch auch die Männer mit ihnen vereinte, ging das Gespräch frisch und lebendig, aber Reinhold wurde mit keinem Wort erwähnt.

Barner hatte auch etwas Vorurtheil zu überwinden gegen die Aristokratin und erstaunte, bei ihr eine Bildung zu finden, die er nicht vermuthet hatte.

Georg war schweigsam, denn eine kleine Gardinenpredigt hatte er doch im Vorbeigehen von Frieda erhalten für sein unüberlegtes Herauspoltern. Er sagte verstimmt darauf, er wolle sich das Sprechen ganz abgewöhnen, wenn er jedes Wort auf die Goldwage

legen müsse, aber den Entschluß gab er bald auf, wenn er seine Meinung auch bis nach der Abfahrt der Alten aufsparen wollte, die eine Elle verschluckt hätte und die ihm eigentlich imponirte. Er meinte, er hätte durchschnittlich die jungen Weiber alle lieber als die alten.

Nach Tisch bat Frau von Borken Barner um ein Gespräch allein. Sie verhandelten lange mit einander, und nun ließ sich Georg vor Frieda vernehmen. Reinhold müsse toll geworden sein, das hätte er nur nicht vor der Alten aussprechen wollen, denn er hätte überhaupt aus Rücksicht an sich gehalten. Wenn Reinhold heirathen wolle, so hätte er unter den schönsten, vornehmsten jungen Mädchen die Wahl gehabt, denn keine würde ihn so leicht ausgeschlagen haben. Und nun verfiele er auf eine häßliche Bettlerin, mit der er wenigstens ein halbes Jahrhundert auf einer wüsten Insel allein hätte sein können, ohne daß es ihm eingefallen wäre, sich um sie zu bekümmern.

Frieda ließ ihn reden, ohne Etwas zu erwidern. Sie mußte die Gründe des Vaters anerkennen, theilte Frau von Borken's Kummer, aber es war doch Etwas

in der Liebe der beiden poetischen Naturen, Reinhold und Netta, was sie anzog und ihr Herz eigenthümlich bewegte. „Weßhalb nicht?“ fragte sie sich, „das Schicksal führt wunderbare Wege.“

Als Barner und Frau von Borken dann aus dem Zimmer traten, in dem sie berathen hatten, wurde Frieda angekündigt, sie würde in einigen Tagen mit dem Vater in die Residenz reisen, worüber Georg ein langes Gesicht zog, aber der Entscheidung des Schwiegervaters nicht zu widersprechen wagte.

Frau von Borken fuhr fort, nach zärtlichem Abschied von Frieda und mit der Aussicht eines baldigen Wiedersehens, denn der Papa hätte versprochen, direkt von der Residenz ihren Besuch zu erwidern.

Karl Poltel mußte zufrieden gewesen sein mit seiner Aufnahme, denn er lächelte vergnügt, als er die Peitsche über seine Gäule zum Abfahren schwang, und vor dem Thorweg, ohne daß ihn seine Gebieterin dazu aufgefordert hatte, wandte er sich um und sagte: „Habe ich es Euer Gnaden nicht gesagt? Die Leute sind ganz honnet. Aber der Alte

geht dem Rittmeister doch noch über. Mit der Hechselmaschine, von der ich sagte, ist's aber Nichts. Hier hat sie schon zwei Mal seit Winter reparirt werden müssen. Die neuen Moden sind nicht durable."

VIII.

Walther war eine harte Natur. Sein ganzes Leben war eine Kette von Entsagungen gewesen, sie beugten ihn nicht nieder, sie stählten nur seine Entschlüsse. Er war schnell entschieden, was er zu thun, zu lassen hätte. In derselben Stadt mit Netta, Zeuge ihrer Liebe zu Reinhold, an der er nicht zweifelte, konnte, wollte er nicht bleiben. Zu seinem Lehrer, von dem er einmal Abschied genommen hatte, zurückzukehren, war ihm peinlich, noch dazu, da er ihm die Motive nicht aussprechen durfte, die ihn seine Reise aufgeben ließen. Eben so wenig mochte er auf's Gerathewohl hinauswandern. Die Betteleristenz seiner Kindheit hatte ihm eine unüberwindliche Abneigung dagegen zurückgelassen, auf fremde Hülfe und Unterstützung zu rechnen, ja, dieselben gar in Anspruch zu nehmen. Nicht einmal Rath suchte er. Da fiel ihm denn ein, daß er vor einiger Zeit einen Brief

vom Träuble-Wirth erhalten hatte, der ihm eine gut zu bezahlende Arbeit nachweisen wollte. Er hatte es abgelehnt in der beglückenden Empfindung, sich vom Handwerker zum Künstler herausgearbeitet zu haben, in der Aussicht, die glühende Sehnsucht, nach dem Süden zu ziehen, befriedigen zu können. Nun war das Alles anders gekommen, er mußte, um aus eigener Kraft leben zu können, wieder arbeiten, seine Künstler-Entwickelung auf lange, seine Sehnsucht nach Italien vielleicht für immer hinausschieben. Aber er zauderte nicht. Mit leichtem Ränzel und schwerem Herzen machte er sich auf die Reise, so weit reichte seine Baarschaft noch, und kam beim Träuble-Wirth an. Er fand ihn nicht im Hause, und da war denn sein erster Gang in den Tanzsaal, um seine Malereien, die damals die Aufmerksamkeit Reinhold's erregten und seinem Leben unverhofft einen glücklichen Aufschwung gaben, wieder zu betrachten. Mit schmerzlicher Empfindung, als träte er wieder zurück in längst verlebte Stunden, die ihm doch beglückt erschienen im Vergleich zu der Stimmung des Augenblicks, stand er da, und beschämt sah er das Schülerhafte, Incorrecte seiner eigenen Arbeit. Aber die unbefangene

Zuversicht, mit der er damals schaffte, war doch ein Glück gewesen, ein nun auch verlorenes. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um die Thränen nicht Herr über sich werden zu lassen, und zwang sich, um sich abzulenken von seinen Empfindungen, zu einer Selbstkritik, die so streng war, wie sie kein Anderer ausgeübt hätte. Was er in dieser schmerzerfüllten Stunde als Künstler an und durch sich selbst lernte, hätte ihm kein Lehrer zu geben vermocht, und in dem Moment, in dem er entschlossen war, zum Handwerker wieder hinabzusteigen, reifte er mächtig zum Künstler heran. Nicht im Glück und nicht um glücklich zu sein, wird man Künstler.

Der heimgekehrte Träuble-Wirth stand schon lange hinter ihm, ohne daß er es bemerkte. „Der arme Schelm," dachte der Mann, „betrachtet sein eigenes Machwerk wie ein Verliebter seine Braut. Man muß ihm die Freude nicht stören." Endlich wurde es ihm aber doch zu lange, und er schlug dem jungen Manne derb auf die Schulter. „Seid Ihr es doch, Walther," sagte er, „ich wollte es der Resi kaum glauben, daß Ihr, nun wohl ein großer Künstler geworden, wieder eingekehrt wäret in unser schlichtes Haus. Gelt, ein

tüchtig Stück Arbeit das, Eure Pinseleien. Das hat schon Mancher gesagt, der hier durchkam, und es hat Euch ordentlich Renomée gemacht in unserer Gegend."

Walther sah vor sich hin und sagte: „Ihr habt mir Arbeit angeboten, Träuble-Wirth. Ich konnte sie damals nicht annehmen, denn ich war beschäftigt und hatte andere Plane. Jetzt bin ich frei und suche Arbeit."

„Ja, wo war es doch?" erwiderte der Wirth, als müsse er sich besinnen, „die alten Freunde sind doch nicht zu verachten, nicht wahr?"

„Ich werde Eurer Empfehlung keine Schande machen," sagte Walther, „denn ich habe seitdem tüchtig gelernt und meine Zeit nicht verloren."

Dem Wirth imponirte doch der Ernst in Walther's in jeder Beziehung gereiftem Wesen, und auch der tief schmerzliche Zug auf dem schönen, nun schon männlichen Gesichte hielt seinen Scherz zurück. „Richtig," sagte er, „unser Baumeister, ein braver, kunstverständiger Mann, hat Eure Arbeit hier genau geprüft und hat Aufträge für Euch. Ihr sollt, ich weiß nicht welch' altes Schnörkelwerk, hier irgendwo

in der Gegend überpinseln und wieder zurecht malen. Er mag es Euch selbst sagen, denn als einen geschickten und nicht unbilligen Mann habe ich Euch schon empfohlen, und das Uebrige ist nun Eure Sache.“ Er nahm Walther unter den Arm und führte ihn in die Wohnung des Baumeisters, ließ durch die Magd hineinsagen, er brächte den jungen Menschen, der seinen Tanzsaal mit den Landschaften ausstaffirt hätte, und ging wieder. Zum Glück war Walther dem sachverständigen Baumeister durch seine Arbeit bereits besser empfohlen als durch die Anmeldung des Träuble-Wirths, und doch war Jener überrascht, als er ihn eintreten sah, und wurde das mehr und mehr im Laufe des Gesprächs. Er hatte gefragt, welche Studien Walther durchgemacht hätte, und als er das knapp aber klar entwickelte, auch einige seiner Zeichnungen vorlegte, die er mitgebracht hatte, und in Allem den Stempel schon entwickelter Künstlerschaft bekundete, sagte der Baumeister: „Verzeihen Sie meinen Irrthum, den die talentvollen, aber immerhin handwerksmäßigen Bilder in der „Blauen Traube“ entschuldigen werden. Ich brauchte einen geschickten Handwerker und sehe, daß ich es mit einem Künstler

zu thun habe. Für letzteren habe ich im Augenblick keine Beschäftigung."

„Ich muß aber arbeiten, was es auch sei," sagte Walther. „Versuchen Sie es immerhin mit mir."

„Gut," nahm der Baumeister wieder das Wort; „vergessen Sie aber nicht, daß es nicht meine Schuld ist, daß ich größere Begabung und Ausbildung finde, als ich erwarten durfte. Es handelt sich um die Restauration eines alten Familienbegräbnisses, das ich die Aufgabe hatte, vor dem Einstürzen zu retten. Das alte Bauwerk war in vieler Beziehung interessant für den Architekten, aber die Aufgabe war nicht leicht und ist auch nur mit Aufopferung manch' alten Bilderwerks gelungen. Diese wieder herzustellen im Charakter ihrer Zeit, und das fast mechanisch zu thun unter meiner Leitung, war die Aufgabe, welche ich Ihnen zugedacht hatte. Der Preis, den ich dafür bieten kann, ist ein sehr geringer; aber da ich bei Ihrem Verständniß und Ihrer künstlerischen Fertigkeit kaum nöthig haben werde, oft zu inspiciren, und so den weiten Weg und meine Zeit ersparen kann, bin ich im Stande, Ihnen Etwas zuzulegen."

Sie wurden schnell einig, und im Besprechen der

Zeichnung wurde der Baumeister immer sicherer, daß er dem jungen Maler die Arbeit getrost allein überlassen könnte. Walther zog die einsame, ernste Aufgabe, die ganz für seine Stimmung paßte, an, das Herz wurde ihm leichter in der Aussicht auf neue Arbeit. So wurde das Gespräch ganz heiter und belebt und für den nächsten Tag die Verabredung getroffen, daß der Baumeister den jungen Maler an dem fast fünf Meilen entfernten Ort seiner neuen Thätigkeit einführen solle. Der zuverlässige Mann holte Walther auch schon zu früher Tagesstunde aus dem Wirthshause ab, und die Beiden fuhren in eifrigem Kunstgespräche durch die anmuthige Gegend ihrem Ziele zu.

Walther hatte kaum nach dem Namen des Gutes, nach den Verhältnissen des Besitzers gefragt, und erst als der Wagen hielt und der Baumeister sich bei der Frau von Borken melden lassen wollte, erschreckte ihn der Name, den auch Reinhold jetzt führte. Die gnädige Frau sei für den ganzen Tag verreist, berichteten die Leute, und dieses seltene Ereigniß schien Allen von besonderer Wichtigkeit. Der Baumeister führte also den jungen Freund sofort in die kleine

alte Dorfkirche, an die das Familienbegräbniß anlehnte. In dem tiefer liegenden Gewölbe standen, zum Theil schon über einander, die Särge, und darüber erhob sich ein capellenartiger Bau in rohem gothischen Style, der deutliche Spuren einer gründlichen, oft gewaltsamen Restauration trug. Dadurch waren Wappen und Inschriften, welche die Wände bedeckt hatten, ganz oder zum Theil zerstört, und der ganze Raum, dessen frühere, allerdings sehr mangelhafte und unverständig ergänzte malerische Ausschmückung kaum noch zu erkennen war, hatte etwas Wüstes, Unfeierliches bekommen. Das, so war der Wunsch der Besitzerin, sollte nun Alles wieder hergestellt werden. Sie wolle, hatte sie zu dem Baumeister gesagt, die Familiengruft, in der sie einst die Reihe schließen würde, fest und würdig hinterlassen, und die spätere Zeit solle wenigstens Achtung vor der Stätte haben, wenn sie auch keine Liebe für die haben könnte, die dort seit Jahrhunderten ihre Ruhe gefunden hätten.

Der Baumeister legte seine Pläne vor, aber jetzt schon nur als Vorschläge, und willig ging er auf Walther's Abänderungen ein, der sich sofort eine

Grundzeichnung entwarf, in die er das so treu als möglich herzustellende Alte einfügen wollte. Farben und Malergeräthschaften, die der Baumeister längst verschrieben hatte und die noch eingepackt der Arbeit harrten, wurden aus den Kisten genommen, und das Fehlende versprach der Baumeister nachzusenden. Walther war gleich in voller Thätigkeit und ließ sofort die nöthigen Gerüste aufrichten, was freilich eben nicht geschickt ausgeführt wurde, da man sich mit Vorhandenem behelfen mußte. Als am Abend der Baumeister mit herzlichem Abschiede von dem ihm liebgewordenen jungen Künstler schied, versicherte er, daß nun die Renovirung eine ganz andere, künstlerisch bedeutendere werden müsse, als er Anfangs hätte beabsichtigen oder auch nur hoffen können. Walther war mit Leib und Seele bei seiner Aufgabe. Er zeichnete, probirte Farbentöne, entzifferte Inschriften, suchte übertünchte Malereien wieder an's Licht zu bringen, bis die Nacht einbrach und der Arbeit ein Ziel setzte. Die eigenthümliche neue Umgebung, die Einsamkeit und vor Allem das neue Feld der Thätigkeit waren ihm eine Wohlthat, der er sich dankbar bewußt war.

Am anderen Morgen trat Karl Poltel zur ge=

wohnten Stunde ein bei der gnädigen Frau, die wieder ganz wie immer an ihre Tagesarbeit gegangen war und in Nichts äußerlich zeigte, wie ihre Sorge um Reinhold an ihr nagte, wie der gestrige Besuch in Barner's Hause sie halb beruhigt, halb ihr ein unklares, nicht behagliches Empfinden zurückgelassen hätte. Der alte Diener machte erst seine tägliche Wettermeldung und berichtete dann, der Baumeister sei gestern da gewesen und hätte den Anstreicher mitgebracht, der das reparirte Gewölbe wieder zurecht pinseln solle. Es schiene ein gut aussehender, aber auch blutjunger Mensch zu sein, und ob man den nun so „mir Nichts dir Nichts" da hantieren lassen dürfe. Frau von Borken fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen treten wollten; war doch von der Ruhestätte ihres Gatten die Rede, und in diesem Augenblicke gerade lag der Gedanke so schwer auf ihr, wer einmal für dieselbe sorgen würde! Aber sie faßte sich vor dem Diener, vor dem sie nicht gewohnt war, ihre Gemüthsbewegungen zu zeigen. „Ich werde selbst mich überzeugen und mit dem Manne Rücksprache nehmen," sagte sie.

Karl Poltel rechnete an den Fingern: „Eine halbe

Stunde beim Frühstück, dann drei Viertelstunden in der Küche, eine halbe auf dem Vorrathsboden, der Garten hält sie zwanzig Minuten, der Hof etwas länger auf, zehn Minuten hat sie bis zur Kirche zu gehen, in drei Stunden und fünf Minuten, also gerade 10 Minuten vor 11 Uhr, wird sie da sein." — Er machte sich also auf und ging zur Kirche hinüber. Leise trat er auf, wie das der geheiligte Raum bedingte, und schritt in die kleine Thür, welche zu der Begräbnißkapelle führte. Da waren Gerüste aufgebaut, die bis zur Decke des Gewölbes reichten und die vor Karl Poltel's Augen Walther verbargen, der oben auf dem höchsten Gerüst beschäftigt war, die vielfache Uebertünchung fortzuschaffen, um auf die Grundfarbe zu gelangen. „Herr Gott, welche Ungelegenheit!" flüsterte Karl Poltel vor sich hin. „Und dabei soll der selige gnädige Herr, dem der Wirrwar just über dem Kopfe vorgeht, seine ewige Ruhe behalten!" Er reckte sich fast den Hals aus, um dessen ansichtig zu werden, dem er seine Meldung bringen wollte, aber vergebens; hören konnte er ihn wohl auf dem Gerüste, aber nicht sehen. So stellte er sich denn gerade in die Thür und rief so laut er

konnte: „Punct 10 Minuten vor 11 Uhr werden die Frau Baronin von Borken hierselbst erscheinen!“ — Die Stimme schallte dumpf in dem Gewölbe wieder, und Walther, der sich allein geglaubt hatte, den der Raum und seine Begeisterung feierlich gestimmt hatten, schrak zusammen. Er griff unwillkürlich nach einem eisernen Haken an der Decke, um den die Taue, welche das Gerüst hielten, geschlungen waren, und wollte sich niederbeugen, um zu sehen, woher die Stimme käme. Da entstand ein leises Knistern um den Haken, Staub und Mörtel rieselten nieder; Walther fühlte es lose werden unter seiner Hand, erst langsam, fast unmerklich, dann schwankte es unter seinen Füßen, der Haken ließ nach, glitt unter nachstürzendem Schutt aus seiner Fuge und streifte des jungen Mannes Stirn. Dann wankte das ganze Gerüst, und plötzlich brach es krachend zusammen. Walther, den schon der Schlag des niedergleitenden Hakens betäubt hatte, lag besinnungslos unter dem Gerüste begraben.

Der alte Karl Poltel taumelte zurück, selbst fast niedergeschmettert vom Schreck, und es dauerte eine lange Weile, ehe er um Hülfe rufen konnte; aber schon waren auf das Getöse Leute zusammengelaufen,

und so wurde schnell der am Kopf stark blutende, besinnungslose junge Mann unter Brettern und Stangen, die ihn bedeckten, hervorgezogen und unter Karl Poltel's Vortritt in's Herrenhaus getragen. So kam der Zug vor Frau von Borken's Fenster an. Eigentlich hatten Alle den Kopf verloren; sie schrieen durch einander, aber Jeder erzählte von sich selbst, wie er den Krach gehört hätte, wie er gedacht hätte, der Himmel stürze ein, und was er dann Alles gethan und angeordnet hätte. Darüber waren Alle einig, daß der junge Mensch das Genick gebrochen, seinen Geist bereits aufgegeben hätte, oder doch nahe daran sei.

Die alte Dame allein blieb ruhig, vor ihren festen, bestimmten Anordnungen verstummte das Durcheinander der Stimmen, sie ließ den Verwundeten in das große, ruhige Fremdenzimmer bringen, — wir kennen den Raum von Reinhold's Anwesenheit —, untersuchte die Stirnwunde, wusch das Blut ab, verordnete Umschläge und überzeugte sich schnell, daß die Verletzung nicht gefährlich sei. Walther kam auch bald wieder zu sich und bestätigte so die Voraussetzung. Frau von Borken hatte alle Anderen fortgeschickt, Karl Poltel hatte zum Arzte nach dem

Städtchen fahren müssen, und so saß sie allein am Bette des Verwundeten. Es war lautlos im Zimmer, die Gardinen hatte Frau von Borken zugezogen, so daß der ganze Raum wie in milder Dämmerung lag. Walther schlug die Augen auf und konnte sich nicht besinnen, wo er wäre. Er fühlte einen heftigen, dumpfen Schmerz an der Schläfe, sonst aber eine Behaglichkeit, die ihn unwillkürlich die Augen wieder schließen ließ. Die Ereignisse der letzten Tage lagen verworren vor seinen Gedanken. Eine Empfindung nur stand klar vor seiner Seele: er fühlte sich so einsam in der Welt, so heimathslos, und da war Niemand, der ihn liebte, der sich um ihn kümmerte. Da, als er die Augen wieder aufschlug, traf sein Blick die Züge der alten Dame, die regungslos ihm gegenüber saß. Mit dem Ausdrucke mütterlicher Sorge, so menschenfreundlich und liebevoll sah sie ihn an! „Solch' ein Blick voll Liebe und Freundlichkeit," meinte Walther, „hätte noch nie auf ihm geruht, so lange er lebte," und er streckte die Hand aus, halb im Dankgefühl, halb im Zutrauen, in dem ihm das Herz aufging. Er wollte die Lippen öffnen, aber Frau von Borken mahnte ihn, ruhig zu sein. So

hielt er nur die Hand fest, welche sich ihm entgegengestreckt hatte, und lange sah er in das mütterlich milde Gesicht, das ihm so fremd war und seiner Empfindung doch so bekannt schien. Dann schloß er die Augen und schlief ein. Die alte Dame regte sich nicht von ihrem Platze. Die Theilnahme, welche jeder Hülfsbedürftige in Anspruch nimmt, war schnell in eine wärmere Sympathie übergegangen. Seit Jahren hatte sie allen Kranken des Ortes ihren Rath, ihre Hülfe, oft ihre Pflege angedeihen lassen und dem Arzte nicht allein immer glücklich vorgearbeitet, sondern eigentlich ihn unnöthig gemacht. Hier, dem Fremden gegenüber, für den keine andere Pflege zur Hand war, hatte sie dieselbe, wie selbstverständlich, allein übernommen. Aber sie wußte sich nicht recht zu erklären, wen sie vor sich hätte. Die Schönheit der Züge hatte sie frappirt, die schmale, weiße Hand zeigte ihr, daß nicht ein Handwerker, wie sie gemeint hatte, vor ihr läge; der Blick, mit dem der Kranke sie angesehen hatte, war ihr unwillkürlich in's Herz gegangen. Sie hatte Zeit, sich der Empfindung hinzugeben, denn Karl konnte im günstigsten Falle erst in einigen Stunden mit dem Arzte kommen, und nun schlief der

Kranke allerdings einen unruhigen, fieberhaften Halbschlaf. Er bewegte die Lippen, schmerzvoller und freundlicher Ausdruck wechselten auf seinen gerötheten Zügen. Nun waren es vernehmliche Worte, die er sprach, der Name Reinhold und Netta trafen das Ohr der Pflegerin. „Sie liebt ihn!“ flüsterte Walther, wie geängstigt im Fieber, und erschreckt hörte die alte Dame die Namen, die Verbindung aussprechen, welche in dem Augenblicke auch ihr Herz bedrückten und mit Sorge erfüllte. Welchen Zusammenhang konnte der Fremde mit jenen haben?

Der Arzt kam, billigte alle Anordnungen der Frau von Borken und fand die körperlichen Verletzungen ungefährlich, denn die Gewalt des Sturzes war durch das allmähliche Zusammenbrechen des Gerüstes gemindert, und da Walther ganz oben stand, nur leichtere Stücke auf ihn gefallen. Aber der Fieberzustand war höher, als die Wunde am Kopfe bedingte, und der erfahrene Mann meinte, das könnten Folgen von Gemüthsbewegungen sein, die dem Unfalle vorangegangen wären, worüber den Kranken jetzt schon zu befragen nicht rathsam erscheine.

Karl Poltel übernahm für die Nacht die Aufsicht

bei Walther, aber er meldete doch am anderen Morgen der Gebieterin erst über das Wetter, ehe er seinen Bericht über den Kranken abstattete. Beide Meldungen unterschieden sich aber nicht viel von einander und stellten Unerwünschtes und Erfreuliches gleich möglich hin. Frau von Borken ging auch sofort, um sich selbst zu überzeugen. Sie wollte sich mit ihrem Strickstrumpfe in's Krankenzimmer setzen, sagte sie, denn es wäre ihr nicht lieb gewesen, hätte irgend einer der Dienstboten sich mit dem Patienten in ein Gespräch eingelassen, das Dinge verrathen hätte, die Reinhold betrafen. Dem alten Karl hatte sie eingeschärft, nicht mit dem Kranken zu reden, und sie wußte, daß sie auf dessen Gehorsam bauen konnte.

Als Walther die alte Dame in's Zimmer kommen sah, trat ihm eine freudige Empfindung an's Herz und sprach sich auf seinen Zügen aus. Sie fand ihn viel besser, und er behauptete, daß ihm gar Nichts mehr fehle. Er hatte sich auch besonnen, wo er sei und wie und weßhalb er hieher gekommen wäre, ja, er verlangte seine Arbeit wieder aufzunehmen. Davon wollte nun freilich die verständige Frau Nichts wissen, aber am Nachmittag saß er doch schon, wenn

auch noch mit verbundenem Kopfe, im Lehnstuhle, und neben ihm Frau von Borken mit ihrer Arbeit. Am anderen Tage erlaubte sie ihm schon, einen Zeichentisch einzurichten und seine Mappen vorzunehmen. Zwischen der alten Dame und dem jungen Manne hatte sich ein zutrauliches Verhältniß gestaltet, wie ein ähnliches Beiden bis dahin fremd gewesen war. Frau von Borken hatte in ihrer Einsamkeit nur Untergebene um sich, denen gegenüber sie ein mütterlich überlegenes Verhältniß festhielt, indem die Herrin nie vergessen wurde. Das trat hier zurück, und die volle Mütterlichkeit, bedingt schon durch die Pflege, blieb übrig. Sie nannte den Kranken „liebes Kind," und schon die Anrede bezeichnete für Walther ein Wohlwollen, wie er noch nie erfahren hatte. Die Frau entwickelt das eigenste Wesen der Weiblichkeit niemals liebenswürdiger als in der Krankenpflege, und so war Frau von Borken für Walther der Inbegriff vertrauenerweckender Mütterlichkeit. Ihr selbst aber ging in dem Verkehr mit dem jungen Künstler ein ganz neuer Gesichtskreis auf. Schon als er ihr entwickelte, wie er die Restauration des Erbbegräbnisses vorzunehmen gedächte, wie das eine

klare, bewußte Production wurde anstatt einer selbstverständlichen mechanischen Arbeit, hatte sie ihm erstaunt zugehört, und als er nun die Auffassung der Kunst, die Begeisterung für dieselbe, die Hingabe seines ganzen Lebens so ernst, so opferwillig aussprach, war es ihr, als sähe sie in eine ganz neue Welt.

Nun fing er auch an, von seinem Leben zu erzählen, von seinem Begegnen mit Reinhold, der so mächtig in dasselbe eingegriffen hatte. Frau von Borken erinnerte sich der Worte, die sie von ihrem Pflegling in seinem ersten Fiebertraume vernommen hatte; zögernd fragte sie nach Netta, und alle Beziehungen des Mädchens zu ihrem Pflegesohne, die ganze Verkettung des Zufalles, welche die Beiden zusammengeführt hatte, wurden ihr durch Walther's Erzählung klar, und wie ganz anders, als sie dieselben bis dahin aufgefaßt hatte!

Zum ersten Male seit vierzig Jahren verstand Karl Poltel seine Gebieterin gar nicht, denn er verstand sie nicht einmal falsch, wie ihm das doch sonst schon oft begegnet war. Daß sie in eigenthümlicher Bewegung aus dem Zimmer des Kranken kam, daß sie ihr Verbot wiederholte, mit demselben zu reden,

das war es nicht allein, was er nicht begriff; aber sie war zerstreut und achtete kaum auf die Dinge in Haus und Wirthschaft, von denen ihr bis dahin doch Nichts zu entgehen pflegte. Um aber doch in Einer Sache klar zu werden, wurde es der alte Diener in seinem entschiedenen und gründlichen Hasse gegen den jungen Menschen, der sich so gewaltsam im Hause eingenistet hatte und einen Platz einnahm, der ihm weder nach Rang noch Beschäftigung gebührte; denn für Karl Poltel blieb Walther der Anstreicher, der ungeschickter Weise vom Gerüst gefallen war, aber ohne sich den Hals zu brechen, und der schon längst wieder hätte an die Arbeit gehen können. Er ließ auch wohl Worte in diesem Sinne gegen die Gebieterin fallen, aber die kurze, nicht eingehende Abweisung brachte ihn in seine Schranken zurück. Das machte seinen Groll nur heftiger, und, natürlich ohne seine Gebieterin zu erwähnen, denn das hätte er doch aus Respect nicht gethan, schüttete er sein Herz gegen alle Dienstboten des Hauses aus. Bei dieser Gelegenheit kam nun endlich seine Versöhnung mit der Köchin wegen der geborstenen meißener Suppenterrine zu Stande, die fast acht Jahre lang hatte auf

sich warten lassen, die Beide wünschten, aber für die sich Keiner zum ersten Worte überwinden wollte. Sämmtliche Dienstboten stellten sich nun auf Karl's Seite, und der arme Walther, der keine Ahnung davon hatte, war auf einmal der Gegenstand des Grolls, fast des Hasses des ganzen Hauses.

Frau von Borken merkte das wohl, obgleich Keiner gewagt hätte, ihr das direct auszusprechen; aber überall begegnete sie verstimmten Gesichtern, und wenn sie eine Anordnung für den Reconvalescenten treffen wollte, stieß sie auf Unmöglichkeiten, oder ihre Befehle wurden doch nur halb oder lässig befolgt. Das hatte natürlich eine ganz entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte, denn es bewog sie, lieber Alles selbst zu thun, und so brachte sie wirklich den ganzen Tag bei Walther zu. Es berührten sich hier im zutraulichen Austausche zwei Charaktere, zwei Lebensanschauungen, wie sie verschiedener nicht gedacht werden konnten, und vereinigten sich in einem Conflicte, der das Herz Beider in diesem Augenblicke am lebhaftesten beschäftigte. Walther sprach seine Empfindungen bald rückhaltslos aus, und nur das eigene Opfer, die Entsagung für das Glück der Kindheits-

genossin erwähnte er nicht; aber die kluge, alte Dame fühlte seine Liebe durch in der warmen Erregung, mit der er das Talent Netta's, seine wunderbar plötzliche Entwicklung, das Kindliche ihres Charakters schilderte. Sie selbst blieb wortkarg, unerschüttert in den Ansichten, in denen sie gelebt hatte; aber gerade deßhalb mißverstand Walther ihre Erregung, und von den sogenannten Vorurtheilen ihres Standes hatte er ja überhaupt keinen Begriff.

Frau von Borken überlegte ernst, mit inbrünstigem Gebet, was sie zu thun hätte. Ihr schien die Welt aus den Fugen zu sein, der Kreis der Pflichten, in dem sie sich so klar, mit solcher Ueberlegenheit durch ihr ganzes Leben bewegt hatte, war ihr plötzlich erweitert, und sie fand sich nicht mehr zurecht. Eins nur fühlte sie, daß sie eine Mutterpflicht gegen Reinhold übernommen hätte, daß sie diese erfüllen müsse allein, ohne Vermittlung, und es schien ihr auf einmal verkehrt, daß sie sich an Barner gewandt hätte. Ja, sie selbst mußte Reinhold mit der ganzen Autorität der Mutter entgegentreten. Als sie das für richtig erkannt hatte, zauderte sie nicht länger, so gewaltig für sie ein Entschluß war, der sie aus dem

Hause führte. Ruhig und fest ging sie zu Walther. „Ich muß meinen Pflegesohn sprechen,“ sagte sie, „so bald als möglich, will das Mädchen kennen lernen mit eigenen Augen, das mir sein Herz entfremdet. Ja, wenn Borken noch lebte, würde er mir helfen, so aber stehe ich allein. Ich kenne nun das Ziel, aber die Wege weiß ich nicht zu finden. Wollen Sie mich begleiten, lieber Walther?“

Walther erschrack, aber er zauderte nicht. Für die Frau hätte er sein Leben gegeben, ja, die Freudenthränen traten ihm in die Augen, daß er für sie Etwas thun könne, und je schwerer es war, desto beglückender erschien es ihm. Er ward wieder ganz genesen in der Empfindung und sagte zu, Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde.

Die Reise wurde gerüstet. Für jeden Anderen wäre sie so leicht, so einfach gewesen, Frau von Borken schien sie unüberwindlich schwierig, fast noch mehr als Karl, den beinahe der Schlag gerührt hätte, als ihm der Entschluß mitgetheilt wurde, sofort in die Residenz zu reisen. Welche Kisten und Koffer holte er nicht zusammen, was packte er nicht Alles ein, als gälte es eine Auswanderung, als müßte man

den Fährlichkeiten aller Jahreszeiten Trotz bieten! Walther's ganzes Gepäck war das leichte Ränzel, welches er in der Hand hielt, aber sein Herz war ihm desto schwerer. Frau von Borken hatte ihm Nichts von ihren Absichten mitgetheilt, sie mußte den Sohn sehen und Netta kennen lernen, das waren ihre Worte; aber Walther zweifelte nicht, daß nun Alles sich ausgleichen und zum Abschluß kommen müsse, ja, es war ihm ein schmerzlich-freudiges Gefühl, daß er selbst dazu beitragen würde, die Geliebte glücklich zu machen durch eigenes Entsagen.

So wurde die Reise angetreten. Frau von Borken war schweigend, in sich gekehrt, tief bewegt; in Walther kämpfte sich Alles, was Edles in seiner Natur war, schmerzlich aber unbeirrt durch, und der Einfluß der schlichten Frau neben ihm, der sein ganzes Herz gehörte, übte seine veredelnde und läuternde Macht. Was ihm immer gefehlt hatte, Vertrauen und Liebe zur Menschheit, war ihm gegeben. Walther hatte in den wenig Tagen gelernt, was die Geschicke seiner Kindheit und Jugend ihn nicht hatten lehren können: das Herz im Vertrauen hinzugeben. Seine Neigung zum Bastler war aus Widerspruch

entstanden und eigentlich Nichts weiter als die umgewandelte Abneigung gegen die Eltern. Alles, was vom Künstler in dem Manne war, zog ihn an, alles Andere mußte er mit Ueberwindung ertragen. Die schnell aufwachsende Freundschaft für Reinhold hemmte das Mißtrauen des Demokraten gegen den Aristokraten, und bald erstickte sie die Eifersucht. Netta liebte er mit der Leidenschaft einer ersten Liebe, aber alle Kindesliebe, alle unterordnende Hingabe, deren sein Herz fähig war, gehörten Frau von Borken. Das fühlte sie, und wenn sie auch nie aus ihrer abgeschlossenen, gemessenen äußeren Haltung hervortrat, so konnte doch auch sie sich ein eigenthümliches Wohlwollen für den jungen Mann nicht verhehlen, wärmer, persönlicher als das allgemeine, das sie für ihre Untergebenen, ja, eigentlich für die ganze Welt hatte, und das sie in Interessen hineinzog, die ihr bis dahin fremd gewesen waren; die Theilnahme an dem Künstler hatte ihr einen Blick in die Begeisterung für die Kunst erschlossen, und einer Seite in Reinhold's Wesen war sie dadurch näher getreten. Aber das gerade war es, was sie verwirrte.

Karl Poltel allein zeigte rückhaltslos, was in ihm

vorging: seinen Aerger über die Reise, deren Zweck er nicht errathen konnte, obgleich er richtig herausfühlte, daß mit Reinholdchen etwas Unangenehmes passirt sein müsse, und seinen Haß gegen Walther, für den er sich doch auch hinterher ein Motiv ausdachte. Der Mensch mußte Reinhold bei der Tante verklatscht haben, und den wollte er entlarven. Inzwischen ließ er seinen Groll, der Walther galt, an allem möglichen Anderen aus. Wie peitschte er seine armen alten Braunen auf der Fahrt zur Eisenbahnstation und übergab sie dann doch dem mitgenommenen Knechte mit solcher Fürsorge und zärtlicher Anempfehlung! Wie stieß er die Koffer, wie brummte er gegen die Eisenbahnbeamten, wie schalt er, daß der Zug zu unbequemer Stunde ginge, seine gnädige Frau hätte nicht einmal ihre ruhige Frühstücksstunde gehabt, und so viel Rücksicht hätte sie doch wohl erwarten können! Schließlich hätte er doch ohne Walther's Hülfe die Hälfte seines Gepäcks stehen lassen und war nur wüthend, daß Nichts von dem Malheur eintraf, welches er vorausgesagt hatte, denn die Reise verlief wirklich ohne alle Zwischenfälle.

IX.

Der alte Gründler hatte Walther sein Wort gehalten. Er ging nicht wieder zu Netta und verhinderte auch die Frau Directorin, sie aufzusuchen. Dem Theater-Agenten, den er durchaus als Cameraden behandelte, erklärte er, daß seinerseits jede Einwirkung auf die Entschlüsse des Mädchens aufgegeben sei, und warnte ihn, zudringend zu sein, um nicht das von Natur hart eigenwillige Kind ganz aus der Hand zu verlieren, indem er berichtete, wie es einst, bettelarm, ganz allein in die Welt hinaus wanderte, von der Theater-Gesellschaft fort, bei der es seit der Kindheit gewesen und mit der es ihm nicht schlecht gegangen sei, nur um eine Rolle nicht zu spielen, die es eigentlich gar nicht verstanden hätte. Der Agent, der alle Schattirungen der Künstlerlaune kannte, machte sich diese Notizen zum Nutzen und begnügte sich, Netta auseinander zu setzen, daß die ärmliche Wohnung ihrer

jetzt gewonnenen Stellung beim Theater nicht angemessen sei, und daß er ihr bereits eine schicklichere ausgesucht und gemiethet hätte. Netta, die jetzt den ganzen Tag mit Studiren neuer Rollen und Proben fast über ihre Kräfte angestrengt wurde und ganz erschöpft war, ließ sich die Anordnungen des Agenten gleichgültig gefallen, und so kam dieser auch wirklich, um sie in die neue Wohnung abzuholen, und war nicht wenig verwundert, als Philippinchen sich ohne Weiteres anschloß. Der Mann hatte mehr als Vorurtheil, wozu er vielleicht ein Recht gehabt hätte, gegen die Theater-Tanten, er hatte Antipathie, und hätte er es nicht im Augenblick für nöthig erachtet, Netta in guter Stimmung zu erhalten, er hätte sich die Alte von der Seite geschafft. Die Wohnung war in der That passend, ziemlich elegant und gut gelegen und machte auf die beiden zukünftigen Bewohnerinnen sehr verschiedenen Eindruck. Philippinchen war zwar nicht sehr imponirt, das Ganze übersah sie nicht, aber die Details beschäftigten sie. Sie untersuchte Möbelzeug und Vorhänge mit sichtlicher Verwunderung und fragte nur, was sie in aller Welt, zwei Mädchen, in einem so großen Zimmer anfangen sollten, das im Winter

ein Heidengeld zu heizen kosten würde. Netta war Anfangs ganz gleichgültig, dann fiel ihr Frieda's Zimmer ein, das sie zuerst bewundert hatte, das ihr dann so lieb geworden war und als der Inbegriff alles Schönen, Behaglichen und Beglückenden erschien. Ihm, so viel sie konnte, wollte sie das eigene Zimmer nachbilden und traf gleich bestimmt und klar die Anordnungen. Es war eine Eigenthümlichkeit des Mädchens, daß es oft lange die Dinge, die sie angingen, ganz unberücksichtigt ließ, halb aus Gleichgültigkeit, halb aus Mangel an Nachdenken; hatte sie sich aber einmal klar gemacht, was sie wollte, so traf sie das sicher und ging unbeirrt ihren Weg. Der Agent hatte erwartet, sie solle über die ungewohnte Eleganz des Raumes seinem Contract geringe, oder doch zerstreute Aufmerksamkeit schenken, aber darin hatte er sich getäuscht. Netta ordnete sich nach dem Plan, der ihr vorschwebte, ganz ruhig den Raum und wies eine Entscheidung über ihre künftigen Verbindlichkeiten zurück, bis sie das genauer überlegt und besprochen hätte. Sie dachte an Walther und wußte nicht, daß, wenn es nach dessen Absicht gegangen wäre, sie ihn nicht wiedergesehen hätte. Nun stand

Alles, wie sie es wünschte, so viel als möglich erinnernd an Frieda's Wohnzimmer, und unwillkürlich schwebte das Bild der so bewunderten und geliebten Frau vor dem Mädchen auf. Es vergegenwärtigte sich, wie jene gegangen war, wie sie sich die Sessel zurecht geschoben, wie sie sich gesetzt, zurückgeneigt hatte, und ohne das zu beabsichtigen, nahm sie in Haltung und Bewegung Etwas von der Freundin an, das eben, weil es nicht beabsichtigt war, natürlich und eigen erschien. Philippinchen untersuchte noch immer die Möbelstoffe, der Theater-Agent schüttelte verdrießlich über verfehlte Absichten den Kopf, aber Netta war schon ganz heimisch in dem neuen Raum, und Niemand wäre es in den Sinn gekommen, daß sie sich zum ersten Mal in demselben bewegte. Wenn der alte Sebastian behauptet hatte, daß ihr der Schein nicht mitgegeben sei für das Leben, so hatte er auch in sofern Recht, daß der Schein sie unberührt ließ und sie nicht blendete.

Sie hatte noch einmal die Nachtwandlerin gesungen, die Rolle, die ihr den ersten Triumph eintrug, und mit eben so glänzendem Erfolg, ja, das Publicum erkannte wieder neue Vorzüge, wieder eine überraschend

schnelle Entwicklung an. Netta allein war nicht zufrieden. Alles kam ihr kahl, nüchtern vor nach den Erregungen jenes wunderbaren Abends, und sie kam matt, muthlos und verstimmt aus dem Theater, recht im Gegensatz zu Philippinchen, die ganz kindisch jubelte in ihrer Freude.

Nun wohnte Netta schon seit mehreren Tagen in der eleganten Wohnung, und dem sehr aufdringlichen Theater-Agenten schien es daran gelegen zu sein, sie in jeder Beziehung in äußerlich glänzenderen Verhältnissen erscheinen zu lassen. Auch für ihren Anzug hatte er Sorge getragen und die Wirthin der Wohnung beauftragt, das Nöthige in die Hand zu nehmen. Einige Kleider, Hüte, Alles, was zu einer modischen Toilette gehörte, war besorgt, der Friseur kam alle Morgen, und Netta war auf einmal zur Dame umgestaltet. Sie ließ das ganz ruhig geschehen, ohne sich darüber zu verdrießen, noch daran zu freuen, wie sie sich früher schon bei der Wandertruppe und jetzt wieder beim Theater die verschiedenen Costumes hatte gefallen lassen, ohne daß ihr das den geringsten Eindruck gemacht hätte. Sie war daran gewöhnt, Alles, was ihr Aeußeres betraf, mit vollkommenster Gleichgültig-

keit zu behandeln. Philippinchen dagegen war glückselig. Alles wurde immer wieder bewundert und so sauber fortgelegt und dann auf's Neue betrachtet, wie ein Kind seine neue Puppe immer hervorholt und sich an derselben freut. Im Hinterzimmer freilich hatte sie sich ihr Reich ganz wie früher eingerichtet und ihre alte Kunstfertigkeit wieder in Bewegung gesetzt. Unter dem Rath und der Anleitung der Wirthin nähte und garnirte sie da, bügelte, steckte auf mit einer Geschäftigkeit, als hinge nur davon alles Andere ab.

Netta kam sich recht verlassen vor. Walther hatte sie in den ersten Tagen halb mit Sehnsucht erwartet, halb seinem Kommen mit Scheu entgegengesehen. Sie fühlte sich ihm gegenüber nicht unbefangen, seit er im Geheimniß ihrer Zuneigung zu Reinhold war, und dann fürchtete sie die Aufregung des Abschiednehmens. Nun er nicht wiederkam und auch Gründler sich nicht sehen ließ, fühlte sie sich doch verletzt. Der Gedanke an Reinhold war ihr peinlich. Sie dachte an ihn wie an einen fernen Traum, aus dem sie jäh erwachte, wie an etwas Verlorenes, dessen Erinnerung sie schmerzlich berührte. So schwankte sie zwischen Erschöpfung und betrübender Erregung, und

Philippinchen, die freilich Nichts von dem Allem begriff, ließ sie kopfschüttelnd gewähren. Sie wenigstens sehnte sich aufrichtig nach dem „jungen Menschen“ und dem „gutmüthigen Hanswursten.“ Jeden anderen Besuch hatte Netta ein für alle allemal abweisen lassen.

So war die arme Nachtigall im vollen Sinne einsam in ihrem goldenen Käfig. Beim Theater kam man ihr aber sehr freundlich entgegen, denn man sah, daß in ihr der Bühne ganz unerwartet ein neuer Magnet geworden war, und fürchtete ihr Fortgehen, womit der Theater-Agent drohte. Als sie also darauf bestand, nun zuerst in einer Gluck'schen Oper aufzutreten, bewilligte man ihr das, und die Iphigenie in Aulis kam zur Aufführung. Sie kannte jede Note, die sie bei Sebastian so oft durchgesungen hatte, und seine Auffassung, die sie früher gar nicht verstanden hatte, war ihr auf einmal klar. Darin ließ sie sich nun auch durchaus nicht beirren, sondern blieb ganz selbständig. Wenn das wie ein gewisser Eigensinn ihres Wesens erschien, so war es doch sicher nicht das. Wie alle Naturen, die langsam zum klaren Verständniß kommen, dann um so fester in demselben werden, so wurde, was sich einmal bei ihr als Ueber-

zeugung oder Entschluß festgestellt hatte, unumstößlich. Diesmal kam noch etwas Anderes dazu — die Pietät für ihren verstorbenen Lehrer. Selbst wenn man ihr hätte begreiflich machen können, daß das, was er sie gelehrt hatte, falsch sei, würde sie dabei beharrt haben, weil sie es für unrecht gehalten hätte, im Andenken an ihn davon abzuweichen. So überraschte ihre Auffassung, ihre Wiedergabe, ihre Darstellung, die auf jene begründet war, das Publicum wie etwas ganz Ungewohntes, aber es trug so den Charakter der Zeit, in der das Kunstwerk entstanden war, hatte solchen Ernst und so großes Unterordnen unter die Composition, daß es ergreifen mußte, ein lebhaftes „Für" und „Wider" hervorrief, das schließlich, mehr vielleicht als es der Fall war, zu dem Resultat brachte, daß man es hier mit einer ganz außergewöhnlichen, ganz selbständig schaffenden Begabung zu thun hätte. So war der Beifall allgemein, ernst, aber ein Beweis des Ergriffenseins. Netta nahm ihn mit einer Bescheidenheit hin, als gälte er ihr gar nicht, und in der That hätte sie den Leuten immer sagen mögen: „Das habe ich ja nicht hervorgebracht, das ist einfach die Wirkung der göttlichen Composition und die Wieder-

gabe, das Verdienst meines alten Sebastian.“ Als der Vorhang gefallen war und ihr von allen Seiten Anerkennung und Glückwünsche ausgesprochen wurden, war sie mehr beschämt als erfreut, und sie ahnte es nicht, daß diese Stimmung gerade ihrer Darstellung den siegenden Reiz verliehen hatte.

Als sie nach Hause kam, brach sie in Thränen aus, so ergriffen war sie selbst von der Musik, so lebendig stand ihr das Andenken an Sebastian vor der Seele, so schmerzlich empfand sie auf's Neue seinen Verlust. Ihr war, als hätte sie eben einen Kranz auf sein Grab gelegt. Sie wollte mit Philippinchen, die ganz berauscht war von dem neuen Erfolg, von Allem, was sie im Theater um sich Schönes und Anerkennendes gehört hatte, von dem Bruder sprechen, aber da fand sie weder die passende Stimmung noch irgend ein Verständniß für die ihrige. „Gräme Dich doch um den nicht immer wieder,“ sagte sie, „er ist doch nun einmal todt, ihm ist wohl, und aus unserem Unglück ist nun dieses ganze Glück entstanden. Wenn Du nur gehört hättest, was die Leute Alles sagten, Du sprängest vor Freuden, anstatt daß Du nun dasitzest und Dir die Augen verdirbst mit allem Weinen.“

Da trat die Wirthin herein, eine Karte in der Hand, und meldete mit sehr wichtigem Gesicht: „Herr Freiherr Reinhold von Hillmar-Borken.“

Netta sprang auf, wurde dunkelroth und rief: „Nein, nein, ich kann, ich will jetzt Niemanden sehen!“ Der Name hatte sie zugleich wie etwas längst Bekanntes, warm an das Herz Gehendes getroffen und wie etwas erkaltend Fremdes berührt. Sie wollte auch keine andere Empfindung in dieser Stunde aufkommen lassen, als das Andenken an den Freund und Lehrer, das sie so tief bewegte. Aber da öffnete sich schon die Thür, und Reinhold trat herein. Die volle Ueberschwänglichkeit der Anerkennung, mit der er beginnen wollte und die er aufrichtig empfand, verstummte plötzlich vor Netta's ganzer Erscheinung. Hoch aufgerichtet, mit erschrecktem, fragendem Blick stand sie da, tief erröthet. Das Haar war noch antik geordnet und nur das Band aus demselben gelöst, ein leichtes, elegantes Gewand war nachlässig über die schlanke Gestalt geworfen. Dazu der noch in Thränen schwimmende Blick, der den Eintretenden weder begrüßte noch zurückwies, die bebende Lippe, die kein Wort hervorbrachte.

Reinhold fühlte sofort, daß er eine ganz Andere fand, als seine Einbildungskraft ihm vorgemalt hatte, und er selbst verstummte vor der Fremdheit dieser Erscheinung. Philippinchen trippelte herzu, und tief knixend, stammelte sie, womit sie dem Herrn Freiherrn dienen könne, und ob er wohl nicht die richtige Thür verfehlt hätte, denn hier wohne sie mit ihrer Freundin, der Sängerin, die eben mit so großem Beifall im Hoftheater gesungen hätte. Vielleicht hätte der Herr Freiherr schon davon gehört, denn es seien viele Leute dagewesen und alle sehr zufrieden gewesen.

Netta wurde nur noch verlegener, und Reinhold mußte unwillkürlich lachen, aber er faßte sich schnell, und freundlich zu der Alten gewandt, sagte er: „Ich war selbst im Theater, und deßhalb komme ich her.“

Philippinchen flüsterte für sich: „Ach, der gehört zur Theatergeschichte,“ knixte dann tief und sagte: „Nun, dann ist das etwas Anderes,“ und dabei wischte sie den Stuhl mit der Schürze ab und stellte ihn mitten in das Zimmer.

Reinhold wandte sich, ohne auf Philippinchen zu achten, zu Netta. „Ich mußte heute endlich zu Ihnen

kommen, konnte das Glück nicht länger hinausschieben, es Ihnen auszusprechen, wie ich Sie bewundere. Ist das doch ein Glück, nachdem ich seit Jahren die Sehnsucht im Herzen trug!“

Netta sah ihn erstaunt an: „Ja, was ist denn an mir zu bewundern?“ sagte sie, aber der Ton klang so wahr, so ohne alle falsche Bescheidenheit. Sie wußte es wirklich nicht.

Reinhold würde verlegen gewesen sein um die Antwort, hätte er nicht die ganze Rede, die ihm als Einleitung der Bekanntschaft dienen sollte und die an die Eindrücke der letzten Stunden, der eben geschlossenen Aufführung anknüpfte, unterwegs überlegt und gestaltet. Außerdem war es ihm erwünscht, die sichtliche Beklommenheit der Situation zu überwinden. Er fing also mit warmen Worten und mit einem Enthusiasmus, in den er sich immer mehr hineinredete, an, Netta's Gesang und Darstellung zu besprechen. Er sprach von ihren Intentionen und wollte beweisen, daß er die verstanden hätte. Da Netta ihn nur erstaunt ansah und Nichts erwiderte, während Philippinchen immer Beifall zunickte und sich dankbar verbeugte, ohne entfernt zu wissen, wovon die Rede

war, wurde schließlich aus Reinhold's Rede eine breite Abhandlung, über die Rolle der Iphigenie insbesondere, über die Auffassung der Antike in der Zopfzeit im Allgemeinen und über die Compositionsweise des vergangenen Jahrhunderts in aller Ausführlichkeit. Als Netta immer noch Nichts sagte, schloß er seine Rede mit den Worten: „Sind Sie nicht meiner Meinung?“

„Von Allem dem habe ich Nichts verstanden,“ sagte Netta.

„Unmöglich!“ rief Reinhold. „Wer eine Composition so wiederzugeben vermag, wie Sie uns heute bewiesen haben, muß tief in den Geist derselben eingedrungen sein.“

Netta besann sich eine Weile. Reinhold war ihr ganz fremd geworden, und so hatte sie ihre Unbefangenheit ihm gegenüber schnell wiedergewonnen. Sie ließ sich in einen Stuhl fallen und sah vor sich hin, indem sie die Hände über das Knie faltete. „Sie meinen, ich hätte das so ausdrücken wollen,“ fing sie an, „aber davon ist mir wirklich gar Nichts in den Sinn gekommen. Und ich begreife auch überdies nicht, was die Leute daran Besonderes gefunden haben. Das kann man ja gar nicht anders singen, ich erst recht

nicht, denn ich habe es Alles so gemacht, wie mein alter Lehrer Sebastian es verlangte, und der sagte doch auch nur: „Das muß man natürlich singen, wie es dasteht.“ Wenn Einer ein Verdienst dabei hat, so hat er es. Ich aber gewiß nicht.“

Philippinchen fing an zu schluchzen. Sie hielt das für nöthig bei der Erwähnung ihres verstorbenen Bruders, und sie setzte auch an, ihm eine lobende Nachrede zu halten, in der sie aber Reinhold unterbrach.

„O,“ rief Reinhold, „alle Gerechtigkeit Ihrem vortrefflichen Lehrer, aber ehe Sie seine Schülerin wurden, habe ich schon aus dem Klang Ihrer Stimme errathen, welche tiefe Empfindung, welches Talent in ihr schlummerte!“

Netta hob die Hand, als wolle sie ihn verhindern, fortzufahren. Die Erwähnung dieses ersten Begegnens, so bedeutungsvoll für ihr ganzes Leben, drohte ihr, ihre Fassung wieder zu rauben. „Meinen Sie denn auch, daß ich Talent habe?“ fragte sie, ohne zu wagen, den Blick zu erheben.

„Das könnten Sie noch bezweifeln,“ erwiderte

Reinhold warm, „nach allen den Erfolgen, die Ihnen in den letzten Tagen wurden?“

„Früher war ich überzeugt, daß ich vollkommen talentlos sei,“ sagte das Mädchen, „und hatte mich ganz damit zufrieden gegeben. Sebastian war auch der Meinung. Ach, ich hätte so gern Talent gehabt und noch Etwas, was recht thöricht war zu wünschen. Ich sehe aber noch gar nicht ein, daß mir seitdem Etwas geworden ist, als Beifall, den ich nicht begreife. Wie ich den verdiene, verstehe ich eben so wenig, als ich weiß, wie ich ihn mir erringen kann. Wenn die Leute nicht mehr applaudiren morgen, ist es wieder ganz wie vorher, und ich werde sein, was ich früher war. Ja, was ist denn das eigentlich, ‚Talent‘, wovon sie Alle reden?“

„O, wie reizend,“ sagte Reinhold, „dieses Unbewußtsein in der Fülle der Kraft!“

„Das war keine Antwort auf meine Frage,“ sagte Netta. „Aber lassen Sie es nur gut sein, ich würde es doch wohl nicht verstehen.“

„Mädchen,“ rief Reinhold, „es ist auch unnatürlich, daß wir so kalt, so fremd von allgemeinen Dingen reden, wir, die wir uns jetzt endlich Auge in Auge gegen-

überstehen und die das Geschick so wunderbar zu einander führte. Seit ich zum ersten Mal den Klang Deiner Stimme vernahm, aus jenem Dachstübchen, das Dir gehörte, hat er mir unaufhörlich nachgeklungen durch die Seele. Der Gegenstand meiner Gedichte warst Du — Du weißt es ja — ich sandte sie Dir. Ein Bild, das ich mir schuf von Dir, stand vor meinen Gedanken, und ich kann mich noch nicht ganz fassen, ein anderes zu finden, als ich träumte!"

„Ach, die Gedichte!" sagte Netta wie unwillkürlich. „Die kamen an dem Tage, als mein armer alter Sebastian mit dem Tode rang, und dann, als noch Einer da war, der jetzt auch schon hinüber ist." Thränen unterbrachen ihre Worte.

„Sie meint den jungen Schullehrer, Herr Freiherr," ergänzte Philippinchen. „Er war schon dazumal nicht besonders bei Wege und ist vor zwei Monaten verschlafen. Der Hanswurst hat es uns erzählt, der ihm die Augen zudrückte." Dann ging sie zu Netta und streichelte sie zärtlich. „Weine doch nicht, Kind," sagte sie, „Du thust ja, als hättest Du meinen Bruder Sebastian erst heute verloren."

„Nein, Philippinchen," flüsterte Netta und drückte die Alte an sich, „ich habe ihn heute erst recht gewonnen. Bei jedem Ton, den ich sang, mußte ich an ihn denken."

Reinhold hatte schon die Hand in der Brusttasche. Er wollte ein neues Paket mit Gedichten dem Mädchen übergeben, das ihm zeigen sollte, wie er seitdem nur an sie gedacht hätte, aber er zog die Hand zurück. Jetzt war nicht der Augenblick dazu, das fühlte er wohl. Er suchte nach einer neuen Anknüpfung. „Ich habe Ihnen noch einen Abschiedsgruß zu bringen von unserem Freunde Walther," sagte er.

„O, der abscheuliche Mensch," rief Philippinchen, „so ohne Lebewohl davon zu laufen! Alle Abend hockte er bei uns, wenn wir ihn oft gar nicht gebrauchen konnten, und nun wir allein sind und recht gut eines Rathes und einer Stütze benöthigt wären, läuft er uns ‚mir Nichts dir Nichts' davon und über alle Berge. Das ist so windige Komödiantenart!"

„Mir hat er es vermacht, mir hat er es übertragen, Ihnen Stütze zu sein," rief Reinhold, „und

ich nehme es als mein Recht in Anspruch, daß Sie mich in Allem rufen, wo Sie eines Freundes bedürfen."

In Netta flammte eine Empfindung auf, halb von Zorn, halb von Scham, denn sie dachte der Stunde, in der sie Walther und Reinhold belauschte, als sie von ihr sprachen. Sie warf den Kopf zurück und sagte: „Mit welchem Recht konnte Walther mich vermachen und übertragen? Bin ich eine willenlose Sache, ein rathloses Geschöpf? Ich bin aufgewachsen mit Walther, aber ein Recht hat er an mich gerade so wenig als ich an ihn. Hielt er mich der Stütze, des Rathes bedürftig, konnte er ja bleiben, bis ich ihn darum anging. Nun er ohne Abschied davonlief, konnte er mich auch unvermacht lassen. Ich habe mir immer noch allein durchgeholfen im Leben."

„Da hat sie Recht," sagte Philippinchen, „und ich bin auch noch da. „Was geht uns der junge Mensch an?"

Reinhold fühlte, daß er Unglück hätte mit seinen Annäherungen. „Nun," fing er wieder an, „lassen wir Walther, so gut er es gemeint hat, und

sagen Sie mir, habe ich denn gar kein Recht auf Ihr Vertrauen? Bin ich Ihnen denn ganz fremd?"

Netta wurde dunkelroth. „Ich habe ja kein Mißtrauen," sagte sie, „zu Ihnen so wenig als zu irgend einem anderen Menschen, aber ich habe weder Etwas zu vertrauen, noch Etwas zu verbergen. Ich wüßte auch nicht, wo ich eines Rathes bedürfte oder einer Hülfe. Ich weiß, sie nennen mich die Nachtigall, das hat der Herr Rittmeister, der Schwiegersohn des Herrn Barner, aufgebracht, ich glaube, weil ich singen kann und häßlich bin, wie der Vogel. Manchmal komme ich mir auch wirklich vor wie ein armes, verflattertes Vögelchen, das der Sturm immer wieder aufjagt und forttreibt, wenn es einmal glaubt, ein sicheres Nest gefunden zu haben. Es fliegt hin, wohin der Wind es treibt, da kann ihm Niemand helfen, und irgend ein Ast nimmt es immer wieder auf. Um Eines aber neide ich das Vögelchen, daß es singen kann aus seinem Versteck heraus, und daß, wenn auch Mancher still steht, dem Gesang zuzuhören, doch Niemand sich um das Vögelchen selbst kümmert."

Reinhold griff verlegen nach seinem Hut. „Ich hatte Ihnen so viel zu sagen,“ fing er an, „und fühle, daß die Stunde nicht günstig ist.“

Er reichte dem Mädchen die Hand und wollte gehen. Sie zögerte erst, die Hand zu ergreifen, aber dann nahm sie dieselbe mit beiden Händen und flüsterte angstvoll: „Habe ich Etwas gesagt, das Ihnen weh that, das Sie verletzte? Das habe ich, weiß Gott, nicht gewollt. Aber mir ist heute so wunderbar zu Sinn, und mein ganzes Leben zieht mir durch die Gedanken vorbei. Ich glaube, das thut die Erinnerung an Sebastian, die mir so wehmüthig an's Herz trat. Nun muß ich mich ordentlich besinnen, daß Sie derselbe sind und vor mir stehen, und ich Ihre Hand halte, derselbe, der damals in jenem Städtchen so freundlich über mich sprach und mir klar machte, daß ich mich nicht länger dürfe auslachen lassen. Ich hörte Alles, und da faßte ich meinen Entschluß. Ich hätte Ihnen so gerne danken mögen für die Gutthat Ihres Wortes, für Ihre menschliche Achtung eines so gleichgültigen Geschöpfs, ja, ich habe es in Gedanken oft gethan, und nun stehe ich vor Ihnen und kann das rechte Wort nicht

finden. Glauben Sie mir aber ohne Wort, daß ich es dankbar empfunden habe und in meinem Leben nicht vergessen werde."

Sie hatte hastig gesprochen, dann aber, als erschräke sie über das, was sie gesagt hatte, ließ sie plötzlich Reinhold's Hand los und eilte in's Nebenzimmer. Philippinchen knixte noch immer, als auch Reinhold schon das Zimmer verlassen hatte. Der junge Mann war halb unzufrieden mit sich, halb überselig. Er fühlte wohl, daß er beim ersten Begegnen den Weg der Annäherung nicht glücklich getroffen hatte, Netta erschien ihm fremd, aber nach allen Seiten anziehender, als er zu erwarten wagte. Und hatte ihm Walther nicht gesagt: „Netta liebt Sie, muß Sie lieben!" Wäre sie ihm auch sonst nicht unbefangener entgegen getreten? Von einem so wunderbaren, reich begabten Wesen geliebt zu sein, welch' Glück! Theil zu haben an ihrem aufsteigenden, glänzenden Talent! Reinhold exaltirte sich immer mehr hinein in den Gedanken und malte sich die Zukunft in glühenden Farben. Die Erinnerung an seine Tante zog ihm freilich wie ein trüber Schatten über seine Phantasieen, aber in der Fülle des Glückes

träumte er sich auch, wie seine Liebe und Netta's Ruhm endlich die Vorurtheile der Adoptivmutter besiegen müßten, und brachte so den Roman seiner Einbildungskraft immer wieder zu glücklichem Abschluß. Aber nicht nur Netta's Besitz ließ ihm die Zukunft rosig erscheinen, es erfüllte sich noch ein anderer Traum seiner Jugend. Der behagliche Genuß im Verkehr mit der Kunst stellte sich in Aussicht, die Beziehung zum Theater, in die ihn die berühmte Sängerin bringen würde, hatte den größten Reiz für ihn und brachte den sehnlichsten Wunsch seines Herzens zur Erfüllung. Da er nicht ehrgeizig war, nicht energisch genug, um Ruhmeskränze für sich aus eigener Kraft zu erstreben, fielen ihm die Triumphe der Geliebten zu. Sein Wohlstand, ihre unausbleiblichen Einnahmen ließen ihn alle künstlerischen Wünsche erfüllen, und so sollte das Leben in beglückender Hingabe an edlen Genuß fortan nur der Kunst gehören. Zuletzt sah er gar keine Schwierigkeit, gar kein Hinderniß mehr. Als er in seiner Villa ankam, wollte er seiner Glücksempfindung in einem Briefe an Barner Ausdruck geben, aber er zerriß die angefangenen Zeilen, denn sie erschienen ihm kalt und matt. Er versuchte

ein Gedicht, und zum ersten Male kamen ihm die gereimten Worte hohl, farblos und alltäglich vor. Eine bange Empfindung des Unzufriedenseins fiel wie ein Schatten in das glänzende Glück seiner Lebenspläne, eines Unzufriedenseins mit sich selbst.

X.

Barner und Frieda waren in der Residenz angekommen, aber sie hatten, wie sie das unterwegs verabredeten, weder Reinhold noch Netta von ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Das geschah nicht, um sie zu überraschen, aber Barner hatte vorher noch allerlei Vorbereitungen zu treffen, über die er selbst die Tochter im Unklaren ließ, und diese benutzte den ersten Vormittag ihres Aufenthaltes zu Toilettenbesorgungen und zu Besuchen bei Pensionsfreundinnen. Nebenbei hörten sie an verschiedenen Orten von der neuen Sängerin reden, die alle Welt beschäftigte, über deren Vergangenheit schon vielfache, meist ganz unrichtige und widersinnige Gerüchte im Umlauf waren, die aber jedenfalls etwas Außergewöhnliches geworden sein mußte, um so die Gemüther in Aufregung zu bringen. Natürlich fehlte es auch nicht an abweisenden Urtheilen; aber es war auffallend, daß sich diese

meist nur bei den Männern und eigentlich Nicht-musikalischen fanden, während die Frauen und Musik-kenner fast ohne Ausnahme der Bewunderung voll waren. Frieda konnte bald nicht mehr der Neugierde widerstehen, ihren Schützling, über den nothwendiger Weise eine gewaltige Entwickelung gekommen sein mußte, wiederzusehen. Sie machte sich also auf den Weg, und Barner, der noch Verschiedenes zu er-ledigen hatte, schärfte ihr ein, zu bestimmter Stunde zurück zu sein, da er Reinhold ihre Ankunft schriftlich melden und ihn ersuchen wollte, sie im Hotel aufzu-suchen. Das erste Wiedersehen wünschte er in Gegen-wart der Tochter zu haben.

Frieda fand nur Philippinchen, da Netta noch in der Probe war. Die Alte, nachdem sie die erste Ueberraschung überwunden hatte, war außer sich vor Freude, küßte Frieda immer wieder die Hand, jubelte, weinte, Alles durch einander, und fing dann, von Frieda aufgefordert, an zu erzählen. Hätte die junge Frau nicht schon durch Andere Vieles erfahren, Phi-lippinchen's Bericht würde sie vollkommen im Unklaren gelassen haben, denn diese hielt sich nur an das Un-wesentlichste und sprang ab von einer Sache auf die

andere. Dabei schleppte sie die Kleider und Hüte herbei, als müßten die den Beweis geben ihrer veränderten Lage, und sprach schließlich nur von sich und ihren eigenen Erlebnissen. Frieda, die sich zuerst an der komischen Aufregung der Alten belustigt hatte, war doch froh, als Netta's Eintritt dem tête-à-tête ein Ende machte. Kaum hätte sie das Mädchen erkannt, so ganz anders trat es ihr gleich entgegen. Das war nicht der veränderte Anzug allein, das war vor allen Dingen der entwickelte Ausdruck der Züge, die Haltung, welche es um einen Kopf gewachsen erscheinen ließ. Netta war noch unschön, aber sie hatte die Art von Häßlichkeit, die auffällt, ohne abzustoßen, und fast wirkt wie Schönheit. Ihre Freude, als sie Frieda erkannte, war wo möglich noch größer, jedenfalls noch rührender, als die von Philippinchen. Sie suchte nach einem sichtbaren Zeichen dieser Freude und ihrer Anhänglichkeit und wäre der Beschützerin fast zu Füßen gefallen. Hätte Frieda in dem Augenblicke von ihr verlangt, sie solle allen Erfolgen, allem Glück des Lebens, ja, dem Leben selbst entsagen, sie hätte es ohne Besinnen gethan. Frieda fühlte das, fühlte, daß, wenn sie jetzt die Aufgabe, die ihr zugemuthet

wurde, die sie aber eben so wenig übernommen als abgelehnt hatte, erfüllen wolle — die Aufgabe, von Netta zu verlangen, jeden Gedanken an Reinhold aufzugeben —, sie hätte sie ohne Mühe, mit wenig Worten erfüllen können. Aber sie hatte sich zu Nichts verpflichtet, hatte sich ihren eigenen Plan gemacht und wollte erst prüfen, ehe sie ihre Ansicht ausspräche, ja, sie wollte sich diese sogar erst bilden. Sie umarmte das zitternde Mädchen, zog es zu sich auf das Sopha, streichelte ihm die Wangen und fühlte an ihrer eigenen Weise zu demselben auf's Neue, wie ganz anders es geworden war. Netta's Aufregung war, äußerlich wenigstens, unter der sanften Freundlichkeit der Freundin schnell beruhigt, und nun trat auch ihr altes Wesen wieder deutlicher hervor und überwand den fremden Eindruck, den sie beim ersten Wiedersehen gemacht hatte. Frieda forderte sie auf, von ihren Erlebnissen und von der wunderbaren Wendung ihrer Stellung zu erzählen.

Netta lachte ganz unbefangen. „Ja, da ist gar nichts Wunderbares," sagte sie, „aber alle Leute sehen es nun einmal so an."

„Wie, Kind," rief Frieda, „Du wirst doch Deine

Erfolge, von denen hier alle Welt spricht, nicht läugnen? Bist Du denn nicht stolz auf dieselben?"

„Stolz?" fragte Netta ganz verwundert. „Ja, wie sollte ich dazu kommen? Ich habe mir doch die Stimme nicht gegeben, und daß ich sie gebrauchen lernte, danke ich Ihrem Vater, Sebastian, vielleicht einem glücklichen Zufalle, aber nicht mir selbst. Ich dummes Ding hätte ja nie gemerkt, daß ich eine Stimme hätte, weder gedacht noch gewollt, daß ich singen könnte, und habe mir hier noch ganz verstockt eingebildet, ich sänge ungefähr wie ein todtes Instrument, das den Ton giebt, den ein Anderer anschlägt oder dessen Walze er dreht. Ich hätte, bei Gott, viel mehr Grund, beschämt zu sein, als stolz; aber dankbar bin ich, wenn ich auch mitunter Launen durchzumachen habe, die ganz anders scheinen. In diesem Augenblicke aber, in der Freude, Sie zu sehen, bin ich so glücklich, daß mir auch meine ganze Dankbarkeit einfällt und warm an das Herz tritt. Was die Leute an mir finden, verstehe ich nicht, wie ich früher nicht verstand, weßhalb sie mich auslachten. Wenn Sie mich sehen und hören könnten auf der Bühne, würden Sie das selbst sagen. Ich mache das so, wie man

es gar nicht anders machen kann und wie es jede Andere auch machen würde, auch machen müßte."

„Glauben Sie ihr nicht, gnädige Frau!" rief Philippinchen dazwischen. „Ich selbst verstehe zwar blutwenig von dem Kram, aber ich höre doch, was die Leute um mich her reden! Sie ziehen sie allen den anderen Singefräuleins vor, und die machen doch viel mehr Wirthschaft mit Händen und Füßen und quälen sich noch einmal so sehr als die Netta!"

„Ja, eben deßhalb," sagte Netta heiter. „Ich mache die Dinge nicht besser, als sie sind, aber die verderben so viel daran."

Philippinchen wollte Etwas erwidern, aber Netta ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Ich bitte Dich," sagte sie, „langweile doch unsere liebe, gnädige Frau nicht mit allen den Geschichten, die Du, nur halb verstanden, im Theater aufgehorcht hast."

Philippinchen nahm das übel, sie wollte sich Nichts von ihrem Stolze auf die Freundin fortdemonstriren, wollte sich nicht die Rede abschneiden lassen. „Könnte ich es nur so herausbringen," fing sie wieder an, „wie der vornehme, junge Herr Freiherr gestern Abend!

Der hat es auseinander gesetzt, was für Wunderdinge Du zuwege bringst!"

„Von wem spricht sie?" fragte Frieda, aufmerksam werdend.

Netta war dunkelroth geworden. Verlegen stammelte sie: „Ich glaube, Sie kennen ihn — er war einige Mal bei Ihnen zum Besuch — ein Freund Ihres Herrn Gemahls — der Freiherr von Borken..."

„Und der war hier?" fragte Frieda sichtlich gespannt weiter.

Da Netta schwieg, nahm Philippinchen wieder das Wort. Sie schilderte die Anmeldung des Herrn Freiherrn durch die Wirthin, zeigte, wohin sie ihm einen Stuhl gestellt, wohin er sich aber dann gesetzt hätte. Dann wollte sie versuchen, wiederzugeben, was er gesprochen hatte, kam damit aber nicht zu Stande und schloß jeden verunglückten Satz mit den Worten ab: „Und Alles so Etwas."

Frieda ließ sie reden, ohne auf ihre Worte zu achten, und beobachtete Netta, die mit gesenktem Kopfe dasaß. „Sie liebt ihn!" dachte Frieda, aber sie brach endlich Philippinchen's nimmer enden wollenden Redestrom ab, indem sie aufstand und sagte, ihr Vater

erwarte sie und würde mit ihr jedenfalls am anderen Tage zu ihnen kommen. Netta war gleichfalls aufgestanden, froh, daß ein Gespräch zu Ende war, das sie, sie wußte selbst kaum weßhalb, verlegen machte. Noch schlug ihr Herz höher, noch lag das Roth der Befangenheit auf ihren sonst bleichen Wangen. Sie fühlte, daß Frieda's Blick prüfend auf ihr ruhte, aber die Aussicht, Barner wiederzusehen, belebte sie freudig. „Ach ja," rief sie, „nicht wahr, Sie kommen wieder, gnädige Frau, kommen mit Ihrem Vater? Bitte, bitte, gnädige Frau!"

Frieda fragte, möglichst absichtslos: „Hast Du uns Etwas anzuvertrauen, Kind?"

Netta schwieg erst, als müsse sie sich besinnen. „Nein," sagte sie dann. „Aber mir ist's, als hätte ich so viel zu sagen. Jetzt, indem Sie mich fragen, weiß ich Nichts, und doch ist mir das Herz so voll, seit ich Sie wiedersah. Es ist eigen, wenn ich über mein Leben nachdenke, muß ich immer wieder von vorn anfangen. Da ist es denn so einfach, ein Tag reiht sich an den anderen, und ich werde so weiter getrieben, daß mir Nichts außergewöhnlich erscheint. Indem ich nun aber an Ihren Vater denke und ihn

wiedersehen soll und versuchen werde, ihm zu danken für Alles, was er mir Gutes gethan hat, denke ich auf einmal jenes Tages, an dem er mich am Wege auf dem Stein sitzend fand, wie ich gestern bei jedem Ton, den ich sang, an Sebastian denken mußte, als stünde er vor mir. Und nun sehe ich um mich, und aus der Bettlerin, einsam in der Welt, verlassen auf der Landstraße ohne Ziel, bin ich hier in dem prächtigen Zimmer, ohne Sorge des Augenblickes, und habe Sie zur Seite, die so gut zu mir sind, und Philippinchen, die ich so lieb habe, und ..."

Sie hielt ein, aber ihr Blick flammte, und die Lippe vermochte nicht weiter zu reden.

„Nun," sagte Frieda, „und wenn Du an Deine Zukunft denkst?"

Netta schlug beide Hände vor die Augen. „Das weiß ich nicht!" rief sie fast angstvoll. „Wer kann an die Zukunft denken?"

„Das müssen wir Alle!" erwiderte Frieda, „wenngleich eine höhere Hand, die auch Dir so gnädig war, sie lenkt. Du bist kein Kind mehr, Netta, wie damals, aber Du bist noch immer einsam, auf eigene Kraft gestellt in der Welt. Du mußt Dir klar werden, was

Du kannst, was Du willst. Gott gab Dir Freunde, die Dich nicht verlassen werden, die Dir beistehen wollen, das verspreche ich Dir noch einmal, wenngleich Du es schon weißt."

Netta sah sie erschreckt an. Sie fühlte es, daß Frieda nicht mehr so unbefangen zu ihr sprach, seit Philippinchen's ganz argloses Geplauder Reinhold's Erwähnung gethan hatte. Sie verstand, daß ihr Geheimniß, das, immer noch ein ungelöstes Räthsel, in ihrem Herzen lag, errathen, vielleicht falsch gedeutet sei. Das war ihr Glück gewesen, als sie noch glaubte es allein zu besitzen, und die Gedanken in trüben und heiteren Stunden sich zurückzogen zu dem Bilde des Menschen, der ihr zuerst in der Welt menschlich, weise und hochherzig erschienen war, der erste edle Hauch, der ihr Leben angeweht hatte. Sie fühlte, es war ein Traum, der sie beglückte, ein Traum, der schwinden mußte bei dem Erwachen. Das alte Märchen war ihr so oft in den Sinn gekommen, das sie einmal, sie wußte nicht von wem, als Kind gehört hatte, das Märchen von dem Bräutigam, welcher der Braut verbot, seinen Namen zu nennen, weil er ihr sonst entschwinden würde für immer, die Wiederholung der

alten Mythe von Amor und Psyche. Das Räthsel, wenn man seine Lösung ausspricht, ist vernichtet, das Geheimniß, an das Licht gezogen, wie der Liebesgott von der Leuchte der Psyche, verschwindet — und sie hatte damals nur das Eine gehabt im Leben, das sie beglückte. Halb war es ihr schon geraubt, als sie Walther's und Reinhold's Gespräch belauschte, nun konnte sie nicht zweifeln, daß auch Frieda davon wußte, und dazu war ihr ganzes Empfinden in Zwiespalt gerathen, seit sie Reinhold gesprochen hatte. Angstvoll blickte sie auf Frieda, deren liebevolles Wort ihr das Herz erschlossen hatte. Sollte sie sich ihr vertrauen oder nicht? Wäre sie sich nur selbst klarer gewesen, was sie zu vertrauen hätte, sie würde nicht gezaudert haben.

Frieda erkannte auf den ersten Blick die Bewegung, das Zagen des Mädchens. „Netta,“ rief sie, „was ist Dir? Komm, sprich Dich aus, armes Kind!“

Netta lehnte den Kopf an ihre Schulter und flüsterte: „Wenn wir allein wären. Um Gotteswillen nicht vor ihr!“ Sie zeigte mit dem Blick auf Philippinchen, die der ganzen Erregung ihres Schützlings gar keine Beachtung geschenkt hatte. „Solche Auf-

geregtheit gehört nun einmal zum Theaterkram!“ meinte sie.

Frieda sagte schnell gefaßt: „Begleite mich in's Hotel, Netta, vielleicht muß ich noch lange warten auf den Papa, und da können wir plaudern.“ Netta erschrak. Sie hätte gern ihr halbes Versprechen, ihr Herz auszuschütten, zurückgenommen, aber es war einmal gegeben. Vor der Thür hielt Frieda's Wagen, sie stiegen ein und fuhren zum Hotel. Keine sprach ein Wort, ja, Netta saß da mit geschlossenen Augen, als müsse sie den Blick ganz in sich hineinkehren. Sie fürchtete sich vor dem Geständniß, und doch, sie mußte es einmal von der Seele wälzen, und wem hätte sie lieber, wem leichter ihr ganzes Herz dargelegt als Frieda. Barner war noch nicht wieder von seinen Ausgängen zurückgekehrt, und Frieda nahm das Mädchen in ihr Zimmer. Als sie allein waren, zog sie Netta an ihre Brust und sagte: „Ich errieth Alles, ich weiß, Du liebst Reinhold!“

Netta machte sich los und streckte die Hand aus, als wolle sie das Wort zurückhalten, das alte Märchen fiel ihr ein. Es war zu spät, das Wort war gesprochen. Frieda hatte es gesagt, so sicher, so ohne

Zweifel, und nun zweifelte sie selbst nicht mehr, aber sie brach in Thränen aus.

„Fasse Dich! Erzähle mir Alles!“ rief die anmuthige junge Frau, selbst mit Thränen in den Augen, und liebkoste das weinende Mädchen.

„Also zürnt sie mir nicht deßhalb,“ dachte Netta. Gewaltsam drängte sie die Thränen zurück und sagte mit bebenden Lippen: „Ja, wenn ich Ihnen nur Alles erzählen könnte, wie es kam! Weiß Gott, ich wollte es, und den ganzen Weg hierher habe ich darüber gesonnen, wie ich es ausspräche! Aber es greift so in mein Leben, in mein Geschick, daß ich das Alles mitsagen müßte, und es ist so wunderlich, über sich selbst zu denken und von sich selbst zu reden, als wäre man ein Anderer. Für sich allein kann man das wohl in Gedanken, aber man kann es nicht sagen. Im gesprochenen Worte kommt es Einem nur noch halb wahr vor, so wie seine Gedichte, die er mir schickte, nur halb wahr waren, denn er meinte mich zwar in denselben, aber er dachte sich doch eine Fremde, und das hat es mir angethan, denn ich weiß jetzt auch nicht mehr, wie viel von mir ist in meiner

Empfindung und wie viel von einer Fremden, die ich mir in Gedanken schaffe."

„Erzähle ruhig von Anfang, dann wirst Du Dir selbst klarer werden," sagte Frieda.

Netta holte tief Athem. Erst zögernd, stammelnd, dann immer hastiger erzählte sie knapp, gedrängt ihr ganzes Leben. Es war so einfach. Dann kam ihr Begegnen mit Reinhold, und nun kannte ja Frieda die äußeren Umrisse. Aber von denen sprach Netta auch nicht. Als wenn Jemand seinen Traum erzählt, schilderte sie, wie Reinhold's Bild, das „Gedenken an ihn", sagte sie, ohne seinen Namen zu nennen, neben ihr hergegangen sei, wie sie, wenn sie an ihn dachte, manchmal im Unterricht bei Sebastian die einzelnen Momente des Ausdrucks in der Stimme gehabt hätte, die der alte Freund so gern festgehalten hätte und die sie doch nicht die Macht hatte, wieder hervorzurufen. Dann sei ihr in dem Gedenken an ihn klar geworden, daß sie den jungen kranken Lehrer nicht lieben könne, der ihr seine Hand bot und der dann so einsam hätte sterben müssen. Sie gestand sogar, wenn auch tief erröthend, daß sie sein Gespräch mit Walther belauscht hätte, und suchte dann ihre Auf=

regung zu schildern, als sie ihn im Theater in der Loge erkannte. Da sei ihr plötzlich wieder geworden wie im Unterricht bei Sebastian, wenn der die schnell vorübergehenden Momente gelobt hätte, nur daß im Beifall des Publicums, so unerwartet und so ungewohnt, sie die Kraft hätte wachsen gefühlt, die Empfindung festzuhalten in dem Gesang. Der Moment hätte entschieden, in ihm sei sie von der klingenden, leblosen Glocke zur Sängerin geworden. Das sei ihr nun auch erst klar geworden, aber wieder sei es das Gedenken an ihn gewesen, dieses Mal mit seiner Erscheinung vor Augen, die ihr, wie damals das Bewußtsein ihrer unwürdigen, verspotteten Stellung, jetzt das Bewußtsein ihrer Schaffenskraft gegeben hätte. Alles das sei durch das Gedenken an ihn entstanden, geworden, an's Licht getreten. Und nun sei er selbst gestern gekommen, hätte zu ihr gesprochen, Worte der Freundlichkeit, aber sie verstünde sich nicht mehr. Es wäre ihr, als wenn das Gedenken an ihn ihr genommen würde, als wenn sie dann Alles wieder verlieren müsse, was ihr dasselbe für's Leben geschenkt hatte — Glück, Selbstachtung, Kraft des Gesanges, den Segen der Kunst. Und doch, seit sie ihn gesehen,

seit sie zu ihm gesprochen hätte, sei es nicht mehr das Gedenken wie früher, sei es mehr und doch auch wieder weniger. Sie konnte nicht weiter sprechen. Angstvoll, abgebrochen kamen die Worte, die Wangen glühten und das Auge senkte sich.

Frieda hatte in athemloser Spannung gelauscht. „Und das verstehst Du nicht?" rief sie. „Früher war Dein Glück ein Traum, ein körper- und wesenloser, was Du Gedenken nennst, eine Anbetung, ein Gedankenleben. Du warst eben ein Kind. Jetzt ist es Wirklichkeit für Dich geworden, Du bist kein Kind mehr und Du liebst ihn!"

Netta barg das Gesicht an Frieda's Brust. Da hörten sie Stimmen im Nebenzimmer.

„Der Papa ist da!" rief Frieda und öffnete halb die Thür.

„Um Alles in der Welt!" flüsterte Netta, „ich kann ihn jetzt nicht sehen. Bitte, gnädige Frau, schützen Sie mich."

Frieda zog die Thür leise wieder zu. „Du hast Recht," sagte sie, „der Papa ist nicht allein, er scheint mit ihm gekommen zu sein. O, ich selbst möchte ihm jetzt aus dem Wege gehen, so aufgeregt hat mich

Deine Erzählung, so schwer wird es mir werden, ihm unbefangen entgegen zu treten, aber ich weiß, was der Papa mit ihm reden will, und mehr als vorher fühle ich die Nothwendigkeit, bei dem Gespräch zugegen zu sein. Aber so kannst Du nicht fort. Bleib' hier, Kind, fasse, beruhige Dich erst."

Barner rief nach Frieda. Sie drückte schnell einen Kuß auf Netta's glühende Stirn und flüsterte: „Verlasse Dich auf mich, ich stehe Dir bei, was auch geschieht!"

Sie trat in Barner's Zimmer. Vor der Thür des Hotels hatte Barner Reinhold getroffen, der nach ihm gefragt hatte, und da er hörte, der alte Herr sei ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt, war er auf der Straße auf- und abgegangen, um ihn zu erwarten. Barner's unerwartete, unangemeldete Ankunft in der Residenz, die ihn zu anderer Zeit so sehr erfreut haben würde, war ihm im Augenblick sehr unbequem. Nicht daß der Entschluß, sein Leben der Geliebten zu widmen, schwankend gewesen wäre, aber er wollte ihn nicht besprechen, ehe er zur Erfüllung geworden war.

Barner kam endlich, aber nicht allein, ein Be-

kannter setzte ihn in dem Wagen ab und hatte noch einige Besprechungen zu beschließen; so ging Reinhold voran, und zugleich traten die Freunde in's Zimmer. Barner fragte den Kellner, der die Thür öffnete, nach Frieda, denn es lag ihm daran, daß sie bei seinem ersten Gespräch mit Reinhold gegenwärtig sei. Nun erst tauschten die Freude den ersten Willkommensgruß, zu dem Frieda eintrat. Die Begrüßung war freundlich und herzlich, fast schien sie eine freudige, aber Reinhold war verlegen, so sehr er es zu verbergen suchte, Barner zurückhaltender, als seine Gewohnheit war, und Frieda keinenfalls unbefangen. Sie dachte an den Zweck ihres Hierseins, an die Aufgabe, die man ihr selbst gestellt hatte, und war durchaus nicht mit sich einig, wie sie dieselbe erfüllen wolle. Vielleicht erwartete Barner, daß Reinhold von Netta anfangen solle, was so nahe gelegen hätte nach seinen Briefen, aber der schien die Erwähnung zu vermeiden. So stockte die Unterhaltung peinlich, und Frieda würde das Zimmer verlassen haben, hätte nicht ein Blick ihres Vaters sie zurückgehalten; aber sie nahm eine Arbeit und rückte weiter ab in das Fenster.

Endlich fing Barner an. „Mein lieber junger

Freund, wir haben Ihnen noch nicht erzählt, daß Ihre Adoptivmutter uns die Ehre ihres Besuches schenkte, und eigentlich hätten wir damit anfangen müssen, denn daß Sie die Ursache dieses Besuches waren, versteht sich von selbst."

Reinhold senkte erröthend den Blick. „Gut," sagte er, „dann wissen Sie ja Alles."

„Nein," erwiderte Barner lächelnd, „wir wissen Nichts, Sie haben Ihrer guten Tante ein Räthsel aufgegeben, das sie uns nun zur Lösung vorlegte, aber ich möchte nicht die Verantwortung übernehmen, meine Lösung für die richtige auszugeben. Was man für Recht hält, zu thun, muß man auch den Muth haben, klar auszusprechen, und ich habe mit schwerem Herzen den Auftrag Ihrer Adoptivmutter übernommen, Sie aufzufordern, das ihr gegenüber zu thun, oder, wenn Sie das lieber wollen, mich zum Vermittler Ihrer Antwort zu machen."

Reinhold ergriff seine Hand. „Ich danke Ihnen," sagte er, „die Tante konnte keinen besseren, keinen lieberen Vermittler wählen. Ihre Freundschaft wird vielleicht ausgleichen, was mir niemals gelungen wäre."

Er hielt ein. „Wir wissen noch immer nicht eigentlich, um was es sich handelt,“ sagte Barner.

Frieda warf ihrem Vater einen ungeduldigen Blick zu. So grausam hatte sie ihn noch gar nicht gesehen, aber Barner wollte nun einmal, daß Reinhold sich klar ausspräche.

„Was ich der Tante schrieb,“ fing Reinhold endlich an, „war vielleicht übertriebene und übereilte Gewissenhaftigkeit. Sie wissen, wie schwer es mir gleich Anfangs wurde, in ihren Plan der Adoption, der Namensübertragung einzugehen, und wissen auch, daß es nicht Mangel an dankbarer Liebe war, was mir die Scheu einflößte, ihr die Rechte der Mutter zuzusprechen und für mich Sohnespflichten zu übernehmen. Es war die Erkenntniß ihrer Vorurtheile, ihrer Standesgewohnheiten, mit denen sie ganz in einer vergangenen Zeit steht, während ich in anderen Ueberzeugungen, anderen Anschauungen aufgewachsen bin. Wir konnten vortrefflich und in treuester Liebe neben einander bestehen, so lange wir nicht Verpflichtungen gegenseitig übernahmen, bei denen diese Verschiedenheiten nothwendig zum Conflict führen mußten. Das wurde mir nun sofort klar, als der

Plan meiner guten Tante zur Ausführung gekommen war, und ich nenne es übereilte Gewissenhaftigkeit, daß ich die Conflicte nicht abwartete, sondern ein Band löste, das mir ein ganz äußerliches und unnützes erscheint, und mich so frei machte, in Entscheidungen für mein Leben nur meiner Ueberzeugung, nur dem eigenen Herzen und allein den Ansichten zu folgen, die meiner Zeit gehören."

„Dabei vergessen Sie nur, daß es Verbindungen giebt, die sich nicht eben so leicht lösen, als eingehen lassen," sagte Barner. „Man kann einseitig wohl Rechte aufgeben, aber nicht Pflichten aufkündigen."

„Man muß sich in Conflicten, wenn keine Vermittlung möglich, für Eins oder das Andere entscheiden," erwiderte Reinhold. „Ehe ich das aber that, wollte ich frei sein."

„Sie haben also noch nicht entschieden?" rief Barner.

„Ihnen, lieber Freund," antwortete Reinhold, „brauche ich es nicht zu sagen, welche Aufgabe ich mir für das Leben stelle, ich schrieb es Ihnen bereits, wenn Sie mir auch die Antwort darauf schuldig blieben. Meine Lebensaufgabe soll die sein, Anderen

in der Ausübung der Kunst förderlich zu sein, und der Entschluß steht jetzt fester als je."

„Ich glaube nicht," sagte Barner ganz ruhig, „daß Ihre Adoptivmutter mit dem Entschluß ganz einverstanden sein wird; aber ich sehe auch nicht ein, daß Sie um denselben der liebevollen und nachsichtigen Frau die Pflichten des Sohnes zurückgeben müssen."

Reinhold kämpfte mit sich, ob er das letzte Wort aussprechen solle, aber ein ermunternder Blick von Frieda forderte ihn dazu auf. „Gut denn," fing er halb stammelnd an, „so will ich es sagen, was Sie längst wissen müssen, ich liebe, ich liebe das wunderbare Mädchen, das Sie kennen und doch nicht kennen, das Sie vorahnend die Nachtigall nannten und das mir den vollen Frühling des Lebens und des Herzens bringt. Nie habe ich so das Eingreifen der höheren Hand, die unsere Geschicke lenkt, empfunden, als in den wunderbaren Fügungen, die mein Leben mit dem der Geliebten zusammenführten. Sie wissen das Alles und wissen auch, daß ich einem Phantasiebilde nicht nachjagte, sondern mich fern hielt. Ich habe mir das früher zum Vorwurf gemacht, denn ich wußte nicht, daß ich das Mädchen lieben würde. Jetzt weiß ich

es, weiß, da liegt mein Geschick, mein Glück, und es fügt sich zu allen meinen Neigungen, Anlagen und Wünschen und erfüllt alle unklaren Träume für die Zukunft."

Frieda stand auf, sie hatte, während er sprach, einen Entschluß gefaßt, der Alles zur Klarheit bringen sollte. „Es ist so heiß hier, Papa," sagte sie, „darf ich nicht mein Zimmer öffnen, das viel luftiger ist?"

Barner nickte zerstreut, während Frieda in's Nebenzimmer trat, wo sie Netta noch, wie sie sie verlassen hatte, träumend gelehnt in den Sessel fand.

„Wir müssen endlich klar werden," flüsterte die junge Frau ihr zu. „Bleib' hier, ich lasse die Thür halb auf, Du kannst, Du sollst Alles hören. Von Dir, von Deinem Geschick ist die Rede."

Netta sah erschreckt zu ihr auf und wollte aufspringen, aber Frieda hemmte mit einem halb bittenden, halb flehenden Blick den Entschluß. Dann legte sie den Finger auf die Lippen und verließ das Zimmer, dessen Thür sie halb auf ließ.

„Fahren Sie fort, Reinhold!" sagte Barner. „Ehe ich Ihnen meine Meinung ausspreche, muß ich

erst ganz erfahren, was Sie von Ihrer Zukunft denken.“

Reinhold meinte schon Alles gesagt zu haben. „Glauben Sie nicht,“ fing er an, „daß ich Ihnen darauf die Erwiderung schuldig bleiben muß. Ich habe Alles überlegt, beschlossen, festgestellt. Ich weiß, daß mein Entschluß viel besprochen, viel getadelt werden, daß er mich manche Freundschaft, manche liebe Verbindung kosten wird, aber er ist unumstößlich. In der nächsten Zeit schon verheirathe ich mich mit der Nachtigall, die einen nie geahnten Frühling in mein Leben brachte. Sie liebt mich, ich weiß es, sie ist wunderbar begabt, das glänzendste Talent vielleicht, das jetzt der Kunst aufleuchtete, aber noch braucht sie die Liebe, die Bildung, das Klarwerden über die Kräfte, die sie noch nicht beherrscht, um sich ganz zu reichster Blüthe zu entfalten, sie braucht der Stütze im Leben — und das Geschick hat mich erwählt, ihr das Alles zu werden. Ich brauche den lebendigen Verkehr mit der Kunst, und den bringt sie mir zu. Mittelbar werde ich dem Theater angehören, und jetzt weiß ich, daß mir nicht umsonst die Leidenschaft für die Bühne in's Herz gelegt war

von Kindheit an. Wandern von Ort zu Ort, die Triumphe theilen, die sie erringt, athmen die berauschende Luft der Kunst, das wird, das soll mein Leben sein, und ich weiß, daß ich damit die Aufgabe erfülle, die mir Anlagen, Neigung und Bildung vorschrieben."

„Sind Sie dessen so gewiß?" unterbrach ihn Barner. „Meine kalte Ueberlegung, meine Welterfahrung ist wenigstens anderer Meinung. Es ist keine Aufgabe Ihrer Lebensstellung, Ihrer Anlagen würdig, in müßigem Zuschauen die Erfolge eines anderen Talentes zu theilen, sich, wie Sie es selbst nennen, an dem Rausche der Kunst genügen zu lassen, dem nur zu bald die Entnüchterung folgen wird. Mißstimmung, die Sie, wie Ihr Wesen nun einmal angelegt ist, wie Unglück empfinden werden, kann Ihnen nicht ausbleiben, und verzeihen Sie ein offenes Wort, das der Ernst der Stunde nothwendig macht, Sie haben nicht gelernt, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Dann werden Ihnen die fehlen, die der Entschluß, den Sie in Selbsttäuschung ergriffen, Ihnen entfremdete oder ganz raubte, und Sie werden nicht allein sich selbst unglücklich machen, Sie

werden auch ein anderes Geschick in Ihr Unglück hineinziehen."

„Sie setzen wenig Zutrauen auf mich," sagte Reinhold gereizt, „und ich, der ich mich reiflich prüfte in diesen Tagen, muß mich besser kennen. Wenn ich meinem Herzen, meiner Ueberzeugung folge, muß ich es freilich meinem Schicksal überlassen, ob es mir Glück bringen wird oder nicht."

„Sie haben Recht!" erwiderte Barner ganz ruhig. „Was uns erwächst aus dem, was wir thun, das liegt in höherer Hand, aber unser Gewissen muß uns zu jeder Stunde sagen können, was uns das Richtigste, Würdigste erschien. Ist aber das, was wir zu thun beschließen, das Außergewöhnliche, so mahnt uns das, doppelt zu prüfen. Meist, fast immer ist das Gewöhnliche, das von Gewohnheit Herausgebildete, von der Sitte Erzogene, von Erfahrung Gestützte zugleich das Richtige. Außergewöhnliches dürfen nur außergewöhnliche Charaktere wagen, und Sie müssen sich prüfen, ob Sie ein solcher sind, ob Sie sich zutrauen können, den Kampf mit Gewohnheit, Sitte und Erfahrung glücklich zu bestehen."

„Es würde wie Selbstüberhebung klingen," er-

widerte Reinhold, „wollte ich Ihnen darauf antworten. Uebrigens sehe ich nicht, daß ich so Außergewöhnliches zu thun entschlossen bin, und kann mich nicht für so gewöhnlich halten, daß mir nur die althergebrachte Lebensschablone geziemte. Am Ende ist jedes einzelne Leben außergewöhnlich und jedes Geschick in einer oder der anderen Beziehung eine Ausnahme von der Regel."

Barner nahm wieder das Wort: „Ich will weder mit Ihnen streiten, noch mir zutrauen, Sie überreden zu können, aber da ich die schwerste Pflicht der Freundschaft, Unerwünschtes offen darzulegen, übernahm, darf ich die leichtere von Ihnen fordern, das zu prüfen, was Erfahrung eines längeren Lebens, männliches Wohlwollen und Ueberzeugung mich auszusprechen zwingen. Sie wollen ein Mädchen heirathen, das ich kenne und schätze, aber deßhalb nur um so aufrichtiger über diesen Entschluß urtheilen kann. Das Mädchen ist nicht Ihres Standes, nicht Ihrer Bildung, hat einen Beruf gewählt, der niemals der Ihrige sein kann, kurz, alle Verhältnisse gehen aus einander. Jeder von Ihnen muß halb, wenn nicht ganz aufgeben, wofür er geboren, erzogen, die

Verhältnisse, in denen er glücklich ist, glücklich werden kann. Sie obenein müssen dazu Pflichten verletzen, die Sie übernahmen, die Liebe einer Mutter von sich stoßen."

„Wenn diese Liebe nicht stark genug ist, Vorurtheile zu überwinden," unterbrach ihn Reinhold.

„Sie wissen so gut als ich, daß diese Vorurtheile, wie Sie es nennen, unerschütterlich sind. Ich theile dieselben so wenig, als ich sie verdamme. Ich streite nicht über dieselben, aber ich weiß, die Mutter haben Sie verloren, wenn Netta die Ihrige wird."

„Gut!" rief Reinhold, gereizt durch den Widerspruch des Freundes. „Dem Allem setze ich nur ein Wort entgegen: ich liebe das Mädchen, und wenn die Welt dagegen stände, ich werde meinem Herzen folgen, auf Beruf, auf Stellung in der Welt, auf Zustimmung Uebelwollender, auf die Liebe meiner Freunde verzichten."

„Lieber als eine Laune des Herzens aufgeben, ein Phantasiebild zerstören, das noch eine Andere in's Elend reißt," sagte Barner fast heftig. „Ich hoffe, das Mädchen wird verständiger sein, als Sie, und ich hätte mich gleich nur an Netta wenden sollen.

Sie hat in schwerer Schule des Lebens gelernt, Wünschen entsagen, wird einsehen, daß sie nicht in Verhältnisse paßt, von denen Geburt und Erziehung sie zurückweisen.“

Reinhold war aufgesprungen und wollte Einwendungen erheben, als ihm unverhofft ein Bundesgenosse auftrat, auf den er nicht gerechnet hatte. Frieda war aufgestanden und legte die Hand auf Barner's Schulter. „Nein, Papa,“ sagte sie, „ich leide nicht, daß Du von dem Mädchen ein Opfer forderst, das sie hochherzig genug wäre, aus Dankbarkeit zu bringen. Du kennst es nicht, wie ich es nicht kannte. Frei und unbeeinflußt muß Netta's Herz entscheiden. Wenn Reinhold sie liebt, wie er uns sagt, wenn sie ihn liebt, wie ich glaube, haben sie beide keinen wärmeren Vertreter als mich. Das wunderbare Mädchen ist der Liebe jedes Mannes werth, und wenn unser Freund ihr Herz gewonnen ...“

Reinhold, mit Thränen in den Augen, ergriff Frieda's Hand und drückte leidenschaftlich seine Lippen auf dieselbe. „Sie liebt mich,“ sagte er, „ich weiß es.“

„Das sollen Sie gleich erfahren!“ rief Frieda,

nicht ohne einen ängstlichen Blick auf ihren Vater, aber sie wollte, was sie für Recht hielt, schnell zum Abschluß bringen.

Sie eilte in das Nebenzimmer, um Netta zu holen — aber sie fand das Zimmer leer.

„Sie ist fort!“ rief die junge Frau unwillkürlich und verrieth dadurch ihren ganzen Plan. Der Vater sah sie verwundert an, und seine Stirn runzelte sich. „So war sie da im Zimmer und hat Alles gehört?“ fragte er ernst und mit Vorwurf. Reinhold sprang auf, in höchster Erregung. Frieda, tief erröthend freilich, faßte sich ein Herz. „Ja,“ sagte sie, „sie hat uns gehört, aber mich mußt Du schelten, wenn es ein Unrecht war, denn ich habe sie gegen ihren Willen dort festgehalten, als ich die Thür öffnete. Ich wollte endlich Klarheit in die Geschichte bringen. Ihr alle zwängt Euch so durch zwischen Rücksichten, Pflichten, exaltirt Euch in Phantasien, und Keiner greift es natürlich und richtig an.“

Reinhold wollte sie unterbrechen.

„Laßt mich einmal reden,“ rief sie schnell, „und da ich denn doch, ganz gegen meinen Wunsch, in diese wunderliche Verwicklung hineingezogen bin, will ich

auch meine Meinung sagen. Euch Allen muß ich Unrecht geben, Ihnen Reinhold zuerst. Liebt man denn mit der Phantasie oder mit dem Herzen, fragt man, ob die Liebe uns die Erfüllung unserer Liebhabereien gewährt, oder ist man gewillt, ihr Alles zu opfern? Erst mußten Sie Ihr Herz fragen und dann prüfen, ob Sie Muth genug, Kraft, Ausdauer hätten, das zu thun, was es Ihnen gebot. Die Tante hört nur ihre Standesvorurtheile, Du, Papa, nur Deine Grundsätze und Theorieen. Ja, so lange die Welt steht, haben an Alles das sich die Herzen nicht gekehrt, und so viel Regeln Ihr aufstellt, jeder einzelne Fall macht sich zur Ausnahme."

„Wie," rief Barner, „Du nimmst Partei für diese Thorheit?"

„Ja," antwortete Frieda, „das thue ich im Namen der Frauen, die ich hier allein zu vertreten habe, und dann um eine kleine Rache zu nehmen für mein eigenes Schicksal, für das ich nichts desto weniger Gott täglich danke. Bestimmt Ihr Männer denn über uns Frauen und unser Herz so ohne Weiteres? Mit mir, Papa, ist Dir Dein Rechenexempel geglückt, weil Du nun einmal Glück hast in Geschäften, aber

beweist das, daß es immer glücken muß? Ich habe den Groll darüber bis zu dieser Stunde nicht überwunden, und was mir nicht gewährt wurde, die Poesie in der Liebe, will ich wenigstens meiner Freundin Netta zu retten suchen!"

„Du willst uns Klarheit schaffen," sagte Barner, „und verwirrst uns immer mehr."

„Ich verlange nur Eins!" rief Frieda sehr eifrig, „daß Reinhold aus seinem Gedichtemachen und Schwärmen und Spielen mit der Einbildungskraft heraustritt, und Auge in Auge, Herz gegen Herz sich klar macht, was er für Netta und sie für ihn empfindet. Spielen lasse ich nicht mehr mit dem Mädchen, denn seit heute weiß ich es sicher, es ist ein edel angelegtes, reichbegabtes, hochherziges Menschenkind. Von Euch Anderen aber verlange ich, daß Ihr das erst klar werden laßt, und dann stellt meinetwegen Eure Vorurtheile, Eure Theorieen und Lebenserfahrungen dagegen und seht zu, was Ihr damit ausrichtet. Die wahre Liebe muß so stark sein, daß sie Kraft hat auch zum Entsagen, wenn die Pflicht oder das Geschick es erfordert."

Barner sah vor sich hin, Reinhold wollte Frieda's

Hand ergreifen, aber sie zog dieselbe zurück. „Sie müssen wissen, was Sie zu thun haben," sagte sie etwas kalt und verließ das Zimmer. Reinhold ergriff seinen Hut und stürmte fort.

„Frieda hat Recht," sagte Barner vor sich hin, „wenn man nur mit dem Rechthaben allein durchkäme in der Welt! Rechtthun ist die Hauptsache!"

XI.

Netta hatte jedes Wort gehört, hatte sie doch Frieda's Absicht verstanden, daß diese deßhalb die Thür öffnete. Aber durch ihr Geständniß zu der geliebten jungen Frau, das fast ein Selbstgeständniß war, in dem sie zum ersten Male versuchte, sich klar zu werden über ein verschleiertes Empfinden, über ein geträumtes Phantasieleben, war sie ruhig geworden, als sähe sie, nach einem bunten, verwirrenden Traum, erwachend in die schlichte Wirklichkeit. Erst hatte sie Reinhold's Worte ohne Erregung gehört, war es ihr doch, als spräche er nicht von ihr, sondern von einer ganz Anderen, und sie hörte das ohne den Schmerz der Eifersucht. Nach und nach aber wurde ihr klar, daß er von ihr rede, daß ihr die Leidenschaft gälte, die sich mehr und mehr steigerte, und sie sah den Augenblick heranrücken, in dem Frieda sie in das Zimmer rufen würde. Eine Angst erfaßte sie, als

sähe sie eine Todesgefahr herannahen, immer näher kommen, als müsse sie ein Wort aussprechen, nach dem sie zu Grunde ginge. Ihr Athem stockte, und wie gebannt, unfähig, sich zu regen, lehnte sie erst in dem Sessel, dann schlich sie leise zur offenen Thür und warf einen flüchtigen Blick auf den Redenden. Da war ihr, als hätte dieser eine Blick den Bann gebrochen, sie frei gemacht, und mit schnellem Entschluß schlüpfte sie aus der Thür, eilte den Gang hinunter und aus dem Hause. Wie ein gescheuchtes Reh schlug sie den Weg zu ihrer Wohnung ein, aber auf einmal stand sie still. Er würde zu ihr kommen, dachte sie, würde ihr eine Frage vorlegen, vor der sie erschrak, und deren Antwort sie sich nicht klar zu machen vermochte. Sie fühlte es wohl, daß es eine Entscheidung gälte für das ganze Leben, aber so rathlos, so einsam war sie sich noch niemals vorgekommen, als in diesem Augenblicke. Nein, sie wollte, sie konnte sich jetzt nicht entscheiden. Und wie konnte sie dem entgehen, er oder Frieda, das wußte sie, würden sie aufsuchen in ihrer Wohnung, in der schon Philippinchen's Gegenwart sie ängstigte! Aber wohin sollte sie sich flüchten, um allein zu sein? Schon war es

dunkel geworden, und der Abend brach heran. Da stand sie gerade vor dem Theater, und als gälte es, nur einige Stunden Zeit zu gewinnen, trat sie ein. Man wies sie in die Schauspielerloge, die leer war, und sie drückte sich in die finstere Ecke, in der Niemand sie sehen, in der sie ruhig überlegen konnte. Als sei sie einer Gefahr entronnen, athmete sie auf. Sie achtete gar nicht auf das, was auf der Bühne vorging, ja, sie hörte es nicht einmal und hatte nicht danach gefragt, welch' Stück, das auch schon halb vorüber sein mußte, gegeben wurde. Froh, allein zu sein, träumte sie ruhig vor sich hin. Da auf einmal trafen Worte ihr Ohr, die ihr so bekannt schienen wie ein Klang aus dem eigenen Leben, aus längst vergangener Zeit. Sie horchte auf und wußte doch nicht gleich, was es sei, aber mit den Versen, die sie vernahm, trat eine ganze Vergangenheit vor ihre Seele. Sie kannte die Worte, die kommen mußten, und flüsterte sie vor sich hin aus dem Gedächtniß, und nun fiel es ihr ein: man gab das Stück, das sie damals hatte spielen sollen, als das erste Begegnen mit Reinhold sie von der Theatergesellschaft forttrieb. Es war dasselbe Stück, und doch wie ganz anders

erschien es ihr, umgewandelt wie sie selbst seit jenem Tage! Und nun zog die wunderbare Dichtung sie immer tiefer und tiefer in ihren Zauberkreis hinein, immer aufmerksamer lauschte sie und vergaß sich selbst und was ihr Herz bewegt hatte, als sie sich in's Theater flüchtete. Und doch flochten sich die einzelnen Empfindungen durch das Gedicht, und hier und da tauchte eine Erinnerung auf, daß es ihr zuweilen vorkam, als sähe sie gespenstisch ihr eigenes Bild in einem Zauberspiegel. Dann fühlte sie die gesundende Kraft der Dichtung immer mehr sich an ihr bewähren, dann, als das Stück schloß, der Vorhang gefallen war, hatte sie die Angst um das eigene Geschick überwunden durch die Theilnahme an dem fremden auf der Bühne. Reinhold's Gedichte „an Gretchen" waren ihr wieder in den Sinn gekommen, und unwillkürlich bezog sie dieselben auf die Darstellerin des Gretchen, die sie eben gesehen hatte. Gehörten sie nicht der mit eben dem Recht als ihr, ihr, die dem Dichter eben so unbekannt war, als jede Andere? Sie fühlte sich ordentlich frei und erlöst in dem Gedanken, als sei die Pein von ihr abgestreift, sich zum Spielzeug einer fremden Phantasie machen lassen zu müssen.

Ruhig schritt sie nun ihrer Wohnung zu, muthig sich zu fassen in Allem, was für ihr Leben zu entscheiden sein würde. Sie fand Philippinchen in großer Unruhe. Der Herr Freiherr sei zwei Mal dagewesen, erst allein, dann mit der gnädigen Frau, und endlich sei so eben dieser Brief gebracht worden, und wo sie denn gesteckt hätte bis in die Nacht hinein?

Netta erwiderte ruhig, sie sei im Theater gewesen, sei abgespannt und müde und wolle sich zur Ruhe legen.

Philippinchen trippelte kopfschüttelnd in ihr Schlafzimmer.

Netta fühlte, daß sie am Wendepunkt ihres Geschickes stünde, fühlte, daß ein Entschluß es entscheiden müsse, den sie ganz allein aus der eigenen Empfindung zu fassen hätte. Sie stand für denselben ganz einsam in der Welt. Walther war fort, Philippinchen unfähig, ihr zu rathen, ja, eigentlich sie zu verstehen, und die Hülfe, die ihr gestern so unerwartet, so willig gekommen war, Frieda's Freundschaft und Barner's Erfahrung, war ihr eben so schnell wieder genommen, denn sie waren Beide, das hatte

sie ja gehört, Partei nehmend in dem, was sie betraf, und Frieda überdies mußte eine falsche Ansicht haben nach dem, was sie selbst ihr eingestanden hatte, und ihr Geständniß, ach, sie konnte es nicht zurücknehmen, und doch, das war ihr klar, nicht mehr aufrecht halten! Wenn sie ihm nur nicht Worte gegeben hätte — damit war es ein Anderes geworden, und was sie nun im Gesang so plötzlich gefunden hatte, die Empfindung mit dem Ausdrucke desselben in Einklang zu bringen, das war ihr im Worte so wenig gelungen. Ihr Geständniß trennte sie von Frieda.

Da saß sie denn einsam in ihrem noch immer fremden Zimmer und rang mit ihrem Entschlusse. Es war still geworden auf der Straße, der Lärm der Residenz war verstummt. Angstvoll ging sie auf und ab. Das Fenster hatte sie aufgestoßen, die laue Sommernachtsluft strömte in's Zimner, Alles einsam, lautlos um sie. Aber die Worte der Faustdichtung, die sie eben vernommen, klangen ihr im inneren Ohr wieder, und gespenstisch gingen die Gestalten, unklar, verschwimmend durch ihre Erinnerung. Bald suchte sie das Wort, das ihr entschlüpfte, und flüsterte es

dann vor sich hin, bald that sie sich Gewalt an, es zu vergessen. Plötzlich stand sie still. „Liebe ich ihn denn?“ rief sie unwillkürlich. Sie erschrak vor dem Laut der eigenen Stimme, und noch mehr vor der Frage selbst. Ja, das war der Kernpunkt. Ach, wenn sie sicher, mit der vollen Ueberzeugung des Herzens „Ja“ oder „Nein“ hätte antworten können, wäre Alles entschieden gewesen! Sie konnte es nicht. Noch mehr: die zweite Frage folgte der anderen: „Bin ich es denn, die er liebt?“ und hier gab sie sich schneller die schmerzliche Antwort: „Er liebte ein Gretchenbild, das er sich selbst schuf, eine Stimme, von der er nicht wußte, wem sie gehörte, dann eine vom Beifall umrauschte Amina, eine Iphigenie, in die er wieder Tausenderlei hineinphantasirte, was ihr ganz fremd war, er liebte die Kunst, seine eigenen Liebhabereien, aber mich — die häßliche Netta? Er kennt mich ja nicht.“

Nun zog ihre ganze Vergangenheit ihr durch die Seele. „Liebte mich denn der arme kranke Lehrer?“ fragte sie. „Ja, ich glaube es, und ich hätte die Seinige werden können, ohne ihn zu lieben, nur weil ich seiner Empfindung vertraute. Aber was war ich

damals, und was bin ich jetzt? Er würde mich jetzt nicht lieben."

Auch an Walther dachte sie zum ersten Mal mit einer anderen als mit schwesterlicher Empfindung, aber es war Groll dabei. Er hätte sie jetzt nicht verlassen müssen, wo sie seiner so sehr bedurfte, hätte nicht ohne Abschied gehen dürfen, als ob ihre Freundschaft nicht einmal des Abschiedswortes werth wäre. Aber er war egoistisch, wie Reinhold, und dachte nur an sein eigenes Glück, nach Italien zu ziehen. Und doch fehlte er ihr, und die Sehnsucht nach ihm preßte ihr Thränen aus den Augen. Aber sie hatte sich so gewöhnt, ihre Empfindung für den Jugendgenossen als schwesterliche Neigung anzusehen, daß es ihr nicht in den Sinn kam, sie anders aufzufassen. Schöner, männlicher erschien er ihr als Reinhold, und sie beneidete ihn um seine Festigkeit, die ihn so sicher auf dem eingeschlagenen Wege weiterführte. Sie war böse auf ihn, daß er so schön, so unbeirrt sei. Wäre er nur dagewesen, daß sie ihren Zorn gegen ihn hätte auslassen können! Endlich legte sie sich zur Ruhe, aber nur, um weiter zu sinnen, weiter zu träumen. „Was quäle ich mich? Ich brauche keinen Menschen, habe

ich doch mein Talent, eine glänzende Laufbahn vor mir. Ich will allein meinen Weg gehen.“ Aber dann überfiel sie eine solche Angst vor ihrer Einsamkeit in der Welt, daß sie in Thränen ausbrach.

Als Philippinchen sie am anderen Morgen wecken wollte, war sie erschreckt über ihr Aussehen. „Herr Gott, Kind, was ist Dir,“ rief sie, „Du siehst miserabel aus, und Deine Augen sind roth, man sollte denken, Du hättest geweint.“

Netta überlegte alle Empfindungen des vergangenen Abends wieder, aber sie verwirrten sie mehr und mehr. Nun erst griff sie nach dem Briefe, den Philippinchen ihr am Abend vorher gegeben hatte. Er war von Frieda und enthielt nur wenig Worte: „Du warst fort, als ich Dich in das Zimmer rufen wollte, Reinhold kommt und sagt, daß er Dich nicht in Deiner Wohnung fand, als er mehrere Mal vorfragte. Du mußt ihn hören, denn Ihr müßt klar werden. Ich würde ihn begleiten, aber das würde Euch nicht weiter helfen. Fasse Muth, Netta, und was auch kommt, verlaß Dich auf Deine Freundin — Frieda.“ Netta schreckte zusammen, aber sie war froh, daß der entschiedene Wunsch der Frau, die sie so

liebte, der sie so fest vertraute, ihr eine Nothwendigkeit auflegte. Sie erwartete Reinhold, und er kam. Philippinchen hatte ihm die Thür geöffnet, und er hatte die gute Alte gebeten, ihn mit Netta allein zu lassen, und Frieda's Gruß hinzugefügt. Geängstet, rathlos, bleich war Netta aufgesprungen und stand mitten im Zimmer. Reinhold war gekommen mit der ganzen Ungeduld seines Herzens. Er dachte wirklich in dem Moment weniger an sich als an das Mädchen, an ihr Glück, an das Entzücken, es ihr klar zu machen, denn er war überzeugt, daß sie ihn liebe. Frieda's Mittheilungen hatten auch den letzten Zweifel fortgeräumt. Ein schnelles, beglücktes Entgegenkommen hatte er erwartet, ein Verstehen, fast ohne Worte, und nun sah sie ihn so fremd, so fragend, so angstvoll an. Er selbst mußte sich klar machen, daß das Netta sei, die er liebte, deren Geschick nicht mehr getrennt werden sollte von dem seinigen, so ganz eine Andere fand er, als er gehofft hatte. Ja, er mußte zu ihr reden, mußte sich von ihr, fast schien es ihm von sich selbst, abringen, was er schon geglaubt hatte zu besitzen. Er stammelte einen Gruß, der kälter wurde, als er wollte, und noch kälter klang, als er

war. Netta stand regungslos und antwortete nicht. Reinhold fing erregter an und steigerte sich immer mehr. Er sprach von seiner eigenen Liebe, er bot sein Herz, seine Hand, sein ganzes Leben. Das Mädchen schwieg noch immer. Als hätte er zu einer Anderen geredet, hörte es ihn an, wie es gestern im Theater Faust's Liebesschwüre gehört hatte, erschüttert, aber ohne Beziehung auf sich selbst.

„Du antwortest mir nicht?" rief Reinhold. Dann aber sich selbst beruhigend, fügte er hinzu: „Was bedarf es auch der Antwort, ich weiß es, daß Du mich liebst, weiß es von Frieda, der Du Dein Geheimniß eröffnetest."

Netta schreckte zusammen, verbarg ihr Gesicht in beide Hände und sank laut schluchzend in einen Sessel.

Reinhold versuchte sie zu trösten, er hielt Alles für die natürliche Erschütterung des unerwarteten Glücks. Er rückte seinen Sessel zu dem des Mädchens heran, und halb flüsternd malte er ihr die Zukunft aus. Es war ein glänzendes Bild, das er vor ihr aufrollte, das ihn selbst so lockend hinriß, daß er immer beredter wurde und schließlich selbst vergaß,

daß das Mädchen neben ihm es sei, das es ihm verwirklichen sollte. Sein Gretchen-Ideal stand wieder vor seinen Gedanken. Er mußte selbst erschrecken, als er das gewahrte, und da Netta immer noch schwieg, immer noch weinte, sprang er auf: „Fasse Dich, Kind," sagte er, „Frieda wird zu Dir kommen, und ihre Freundschaft wird Alles beruhigen. Genug, daß wir wissen, daß wir uns lieben, daß wir uns gehören für das Leben, daß Nichts uns trennen kann." Er ergriff ihre Hand, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und stürmte fort. „Es war nun geschehen," meinte er, aber wenn er sich selbst nicht so beglückt fühlte, als er gehofft hatte, wenn er auch ihre Zurückhaltung nicht begreifen konnte, die Plane auf die Zukunft standen so lockend vor ihm, als je. In der Thür trat ihm Philippinchen entgegen. Als müsse er sein Glück aussprechen, um es festzuhalten, rief er ihr zu: „Beruhigen Sie Ihre Freundin, die Erregung des Augenblicks überwältigt sie."

„Ja, um Alles in der Welt!" rief Philippinchen, „was ist denn vorgefallen? Doch kein Malheur mit Barners? Ein Unglück muß es sein nach ihrem Aussehen."

Reinhold ergriff die Hand der Alten. „Kein Unglück,“ sagte er, „mein höchstes, ewiges Glück. Netta, meine Nachtigall, ist meine Braut, fragen Sie sie selbst.“

Philippinchen stand starr und faßte nach einer Stuhllehne, um sich zu halten. Reinhold war schon längst aus der Thür, ehe sie sich so weit fassen konnte, ein Wort zu finden. „Netta, mein Kind,“ rief sie, „macht er Narrenspossen, oder ist's wahr? Foppe mich nicht, sage ein Wort!“

„Ja, es ist wahr,“ rang das Mädchen tonlos hervor.

„Herr des Himmels!“ kreischte Philippinchen auf, „Du wirst eine gnädige Frau, die Frau des hübschen Herrn Freiherrn, ja, um Alles in der Welt, wie bist Du denn an den gerathen? Aber, Kind, ist's auch ein ordentlicher Mensch, und meint er es redlich?“

„Er ist der edelste Mensch, den ich kenne, ein Freund von Barners. Ich glaube — nein, ich weiß, daß er es aufrichtig meint,“ erwiderte Netta. „Aber“,— sie wollte Etwas hinzufügen und vermochte es nicht.

Philippinchen hatte den Zusatz ganz überhört. Sie lief wie berauscht im Zimmer auf und ab und

schwatzte bald weinend, bald lachend, bald die Freundin überschwänglich liebkosend, bald respectvoll sich zurückziehend, Allerlei durch einander. Endlich rief sie: „Es ist Alles Gottes Fügung, wer kann seine Allmacht erforschen? Ich nicht, und mir hat sich so Etwas auch bis heute noch niemals offerirt. Aber es ist besser so, Kind, das Gesinge, das habe ich diesen Morgen schon gesagt, das wurde Dir zu viel, das hättest Du auf die Länge nicht ausgehalten. Was nur mein Bruder Sebastian gesagt hätte, hätte er das noch an Dir erlebt!“

Sie schwatzte immer weiter, fragte, wollte wissen, wie das gekommen sei und wie es nun werden würde, und als Netta vor sich hinstarrte und ihr die Antwort schuldig blieb, schüttelte sie den Kopf und ging — die Kleider zu bügeln. „Das Mädchen, natürlich, denkt an Nichts mehr,“ brummte sie, „aber ich muß den Kopf oben behalten. Gott sei Dank, daß wir gleich die reputirlichen Kleidungsstücke haben, und glatt sollen sie sein, dafür stehe ich ein.“

Die gute Alte hatte doch zwei Dinge berührt im Durcheinander ihres Plauderns, die Netta getroffen hatten — die Meinung, daß das Singen nun auf-

hören müsse, und die Erinnerung an Sebastian. „Sollte sie das Theater aufgeben?“ fragte sich Netta.

Reinhold hatte freilich in ganz anderem Sinne gesprochen, schon gestern zu Barner, eben noch, als er die Zukunft ausmalte, aber sie fühlte doch, daß Philippinchen's Annahme halb richtig sei. Sie traute sich nicht die Kraft zu, ihre Lebensaufgabe theilen zu können, und dann fiel ihr ein, wie Sebastian ihr so oft gesagt hatte, der Kunst müsse man Alles opfern, Glück, Wohlstand, selbst die Anerkennung der Welt. Alle Bedenken Barner's, die sie ja gehört hatte, fielen ihr ein, und immer wieder kam sie darauf zurück: „Ja, wenn ich ihn liebe, wenn ich sicher wäre, daß er mich liebt!“ So fremd, als eben jetzt, war ihr Reinhold noch nie vorgekommen. Seine Worte freilich klangen überredend, konnten nicht mißverstanden werden, aber es ging ihr mit denen, wie früher mit dem eigenen Gesang. Der Klang war da und der Gedanke, aber es fehlte Etwas, wodurch er leblos, ohne Wurzel, hohl erschien. Rathlos wie sie war, fiel ihr ein, daß ihr Sebastian einmal gesagt hatte: „Wenn Du nicht weißt, wie Du das Leben ertragen

sollst, wenn das Herz Dir einmal brechen will, halte Dich an der Musik, sie ist Dein Freund für's Leben, Dein Stab, Dein Schutz.“ Sie suchte zwischen den Noten, und da fiel ihr das Vermächtniß des jungen Lehrers in die Hand, das Notenbuch, in das er mit schon sterbender Hand den einfachen Abschiedsgruß eingezeichnet hatte. Es waren Choräle, sie trat an das Clavier, schlug sich den Anfangsaccord an, setzte ein und sang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Als die Töne sie umrauschten, voll, tief aus dem Herzen kommend, Zuversicht gebend, war es ihr wie Gottesdienst und Dienst der Kunst, als verschwisterten sich die heiligsten Empfindungen ihrer Brust, und dazwischen, segnend, standen in ihrer Erinnerung die beiden Freunde ihres Lebens, die vor ihr dahingegangen waren. Zuerst zitterte die Stimme, und zaghaft suchte sie den Ton, aber immer voller, immer sicherer wurde der Gesang, immer ruhiger das Herz, immer klarer, was sie eben noch verwirrte. Ueber die Züge des Mädchens legte sich ein Friede, eine Begeisterung, das Lächeln der Andacht. Sie hatte es nicht bemerkt, daß die Thür sich geöffnet hatte, daß sie längst schon nicht mehr allein war.

Frieda war gekommen und mit ihr noch eine Andere — Frau von Borken.

Die alte Dame war mit Walther und Karl Poltel in der Residenz angekommen, im Hotel abgestiegen und hatte den alten Diener zu Reinhold geschickt, ihre Ankunft zu melden. Dann hatte sie nach Barner und seiner Tochter gefragt, und da Letztere in demselben Hotel wohnte und in ihrem Zimmer war, sich sofort bei ihr melden lassen. Frau von Borken ging ihren ruhigen festen Weg, offen und gerade auf's Ziel zu. Frieda war im ersten Augenblicke erschreckt und verlegen, als die alte Dame bei ihr eintrat, aber sie faßte sich schnell, der Muth der Ueberzeugung half ihr. Ja, sie freute sich, die Frau zur Seite zu haben, mochte sie nun auch ihre Ansichten nicht theilen. Mit den Männern war sie nicht zufrieden, zum ersten Mal sogar nicht mit ihrem Vater, und Reinhold, der zwar eben freudestrahlend zu ihr gestürmt war und meldete, er habe der Nachtigall sein ganzes Herz erschlossen, sein Geschick sei nun entschieden, hatte ihr doch auf ihre Frage, was Netta erwidert hätte, die Antwort schuldig bleiben müssen.

„Sie hier, gnädige Frau?“ rief Frieda, „aber gut,

daß Sie kommen. Sie finden Alles anders, als wir dachten, aber wir müssen es zum Abschluß bringen, und das können wir nur durch Sie. Keine Andeutungen mehr, kein einzelnes Phantasiren, kein Verstecken hinter unklaren Empfindungen."

„Ich bin auf Alles gefaßt," sagte Frau von Borken, „und weiß, was ich zu thun habe."

„Entscheiden Sie noch nicht," sagte Frieda, „hören Sie erst Reinhold, lernen Sie das eigenthümliche Mädchen kennen."

„Dazu komme ich her!" unterbrach sie die alte Dame. „Ich will mir meinen Entschluß nicht leicht machen, indem ich sage: eine unwürdige Neigung hat meinen armen Sohn verblendet; die Theaterdame ist seiner nicht werth. Vor einigen Tagen dachte ich ungefähr so. Ein Zufall gab mir eine andere Meinung von dem Mädchen und von der Kunst, der sie sich widmete. Ich bin es mir schuldig, gerecht zu sein, und wünsche, meine gute Meinung bestätigt zu finden, denn das würde mir Reinhold entschuldbarer machen. Wie ich sie aber auch finde, wenn Reinhold mein Sohn wäre, würde ich ihm sagen: sie darf nicht die Deinige werden. Jede Stellung in der

Welt, die uns Gott anwies, giebt Rechte und Pflichten. Man darf die Rechte nicht genießen, ohne die Pflichten zu erfüllen, so bitter schwer sie uns auch zuweilen werden mögen. Ueber diese Standesrechte und Pflichten wollen wir nun nicht streiten, liebes Kind, denn über die ist durch Jahrhunderte gestritten, und Keiner hat den Anderen überführt. Nun ist Reinhold aber nicht mein Sohn, er giebt mir selbst die Rechte zurück, und da habe ich denn keine Gewalt mehr. Mag er thun, was sein Herz ihm gebietet und seine Ueberzeugung ihm gut heißt. Mein seliger Borken kann mir keinen Vorwurf machen, denn seinen Namen werde ich rein halten und habe auch schon an einen Verwandten seiner Schwester gedacht, der in Reinhold's Rechte auf Groß-Borkstaedt eintreten soll. Vor wenig Tagen noch wäre mir das genug gewesen. Ich hätte meine schwere Pflicht erfüllt, und wäre mir auch das Herz darüber gebrochen. Heute denke ich: vielleicht brauche ich das Kind nicht zu verlieren, an dem mein Herz hing seit seiner Geburt, vielleicht wird es mir möglich werden, das Mädchen lieb zu gewinnen, das Reinhold Hillmar, mein Schwestersohn, sich wählte, und ich wünsche das."

Sie hatte ganz fest und ruhig gesprochen, aber die Thränen zitterten doch in ihrer Stimme, als sie schloß.

„O, lassen Sie uns zu ihr, gleich jetzt!“ rief Frieda.

„Ich bin bereit,“ sagte Frau von Borken, dann stand sie still und fragte mit zagender Stimme: „Wie weit sind sie mit einander?“

Frieda erröthete. Zaudernd antwortete sie: „Heute hat ihr Reinhold sein Herz und seine Hand geboten. Der Bund ist geschlossen.“

Frau von Borken zuckte zusammen, aber nur einen Augenblick. „Kommen Sie,“ sagte sie, „ich bin gefaßt.“

Frieda bestellte den Wagen, und während die Damen zu Netta's Wohnung fuhren, hatte Karl Poltel Reinhold zu dessen höchster Bestürzung gemeldet, die Frau Tante sei so eben in der Residenz angekommen, hatte aber gleich hinzugefügt: „Junger gnädiger Herr, nehmen Sie Obacht, ein Gewitter rückt auf Sie an von Seiten der Frau Tante, und wer es Ihnen eingebrockt hat, kann ich Ihnen auch sagen. Nicht die Leute da auf Barner's Hof, auf deren Fährte ich sie eigentlich gebracht hatte, denn die hatten sie beschwichtigt, aber so ein verlaufener An=

streicher, den uns der Teufel in's Haus brachte und der es auf Sie gemünzt hat."

„Wie!" rief Reinhold.

„Walther benamst!" fuhr der Alte fort. „Kennen Sie etwa solch' derartiges Subject?"

„Walther? Unmöglich!" rief Reinhold. „Walther ist fort, nach Italien!"

„Italien? hat sich was!" grinste Karl. „In Groß-Vorkstaedt hat er sich eingefunden, und wir haben ihn richtig mit hieher geschleppt, neben der gnädigen Frau Tante in der Kutsche hochpreislich etablirt."

Reinhold schlug sich vor die Stirn. „Deßhalb Netta's Schweigen, deßhalb ihre Thränen, ihr fremdes Wesen. Alles wird mir jetzt klar."

Er stürmte fort, ohne auf Karl Poltel zu achten, der immer weniger begriff, was vorging.

Frau von Borken stand wie versteinert, als sie mit Frieda bei Netta eingetreten war. Der Eindruck, den sie empfing, war so unerwartet und so ergreifend, daß er sie wie ein Zauber bannte. Sie lehnte an der jungen Frau und faltete die Hände. Netta bemerkte sie nicht, bis der letzte Ton des Chorals ver-

hallt war, dann, wie beschämt, belauscht zu sein, tief erröthend, zaudernd, ob sie davon eilen und sich verbergen solle, stand sie zitternd da. So muß die Nachtigall erzittern, die im vollen Schlag Alles vergessend nicht gewahrte, daß ein Menschenauge sie fand, und sich, nun sie sich entdeckt sieht, nicht entschließen kann, zu bleiben oder zu entflattern. Die alte Dame wußte in der That nicht, wie sie sich dem Mädchen nähern sollte, das wie ein Märchen vor ihr stand, denn wie auch das Aeußere sie überrascht hatte, der Klang der Stimme sie ergriff, der Gesang sie anzog und schon das Lied sie rührte, so war doch die ganze Erscheinung so fremd, so außergewöhnlich, daß sie kein Wort der Anrede finden konnte. Frieda's anmuthige Freundlichkeit griff schnell vermittelnd ein.

„Netta," rief sie, mit Thränen in den Augen, „wie himmlisch hast Du gesungen!" Netta sah noch immer fragend auf die fremde alte Dame.

„Ist sie das?" flüsterte Frau von Borken.

„Ja freilich! erwiderte Frieda, schon wieder lächelnd, „das ist unsere Netta, unser Wunderkind. Netta, komm her, begrüße Reinhold's Tante, seine Adoptivmutter."

Netta warf einen scheuen Blick auf die alte Dame. „Seine Tante, seine Adoptivmutter?" dachte sie. Sie erinnerte sich, daß Barner sie erwähnt hatte, aber es war ihr nicht klar, in welcher Beziehung. Nun blickte diese so verwundert, aber so schlicht auf sie. Es lag mehr Staunen, Unsicherheit in ihren Zügen, als Wohlwollen, aber das ganze Wesen erweckte Zutrauen. Sie ging einen Schritt näher, streckte die Hand aus, Frau von Borken zauderte, sie zu ergreifen, aber Netta fühlte doch, daß das keine Zurückweisung war.

Frieda ließ den Blick von Einer zur Anderen streifen und wußte nicht, wie sie eine Annäherung anbahnen sollte. „Du mußt uns nun Alles sagen, offen und sicher, Netta," fing sie an. „Reinhold war hier, er hat es mir erzählt."

„Fürchten Sie sich nicht vor mir!" fügte Frau von Borken hinzu. „Ich meine es gut, ich will es ja gut mit Ihnen meinen."

Netta schüttelte den Kopf, sie wollte es verneinen, daß sie sich fürchte, hatte sie doch auch eine ganz entgegengesetzte Empfindung, dann sagte sie, wie vor sich hin: „Alles soll ich sagen?" Wieder sann sie eine

Weile. Würde nicht das, was sie sagen müßte, ihr gestriges Geständniß zu Frieda geradezu aufheben, ihm widersprechen?

„Ja, ich will Alles sagen, so gut ich kann, so weit ich es verstehe!“ rief sie mit plötzlichem Entschluß, „aber ihr, ihr allein, seiner Mutter.“ Sie beugte sich über Frieda's Hand, auf die sie die Lippen drückte, und flüsterte: „Verzeihen Sie mir. Es ist nicht Mangel an Vertrauen, an Dankbarkeit, an Liebe zu Ihnen, der ich vertraue, die ich liebe mit ganzem Herzen, aber ich will nicht von mir allein, ich muß auch von ihm reden, das gehört nicht mir, und so kann ich es nur der Mutter sagen.“

„Wunderliches Mädchen!“ rief Frieda, „also immer Deinen eigenen Weg willst Du gehen?“ Sie warf einen fragenden Blick auf Frau von Borken, und als diese ihr leise zunickte, umarmte sie Netta und ging. In der Thür wandte sie sich noch einmal und rief: „Aber in einer Stunde bin ich wieder hier. Meint Ihr denn, daß ich gar nicht neugierig bin?“ Sie glaubte sicher zu sein über den Ausgang des Zusammenseins, denn sie hielt Frau von Borken für

besiegt, und weßhalb sollte sich Netta gerade an sie wenden, als um zu sagen, daß sie Reinhold liebe?

Frau von Borken war in einen Sessel gesunken, Netta stand hoch aufgerichtet vor ihr, aber sie schwieg noch immer, obgleich schon lange die Thür sich hinter Frieda geschlossen hatte.

„Nun, was haben Sie mir zu sagen?“ fing die alte Dame an, aber mit der Milde der Resignation.

„Wissen Sie,“ sagte Netta endlich, „daß er hier war, daß er mir seine Hand bot, sein Herz, daß er von unserer Zukunft sprach, als gehöre sie zusammen, daß er zu Philippinchen sagte, ich sei seine Verlobte?“

Frau von Borken zuckte leise zusammen. „Frieda sagte mir so,“ erwiderte sie. „Gestern noch hätte ich es nicht begriffen, heute verstehe ich es. Aber damit muß wohl Alles erschöpft sein, was Sie mir sagen könnten?“

„Nein!“ rief das Mädchen angstvoll, „das Schwerste kommt erst. Ihm konnte ich es nicht sagen, ich hätte es nicht über die Lippen gebracht, und so habe ich auch nur geschwiegen und geweint, als er zu mir sprach. Er hat mich nicht verstanden, weil er mich überhaupt

nicht versteht. Ich kann ja nicht die Seine werden, weil ich ihn nicht liebe!"

Frau von Borken sah sie erstaunt an. Hatte sie denn recht gehört?

„Ich kann ihn nicht lieben!" fuhr Netta fort und rang angstvoll die Hände. „Es wäre eine Lüge, wollte ich ihm gehören, es wäre ein Verrath an der Kunst, und, glauben Sie mir, er bildet sich auch nur ein, mich zu lieben, ich habe das gefühlt, als er hier sprach. Es wäre sein Unglück und meines. Das konnte ich aber keinem Anderen sagen, man hätte meinen können, ich achte ihn geringer, er sei mir nicht der Inbegriff des edelsten Menschen, und ich habe doch an ihn gedacht, Jahre lang, wie an einen Abgott, und sein Wort war es, das mich rettete aus dem Elend, sein Anblick gab meinem Gesang die Kraft, die Empfindung des Herzens zu zeigen. Ewig werde ich ihm danken, mein Leben würde ich willig für ihn hingeben, aber belügen kann, will ich ihn nicht, und wenn ich sagen wollte, daß ich ihn liebe, das wäre eine Lüge. Ihnen konnte ich das sagen, sonst Keinem, denn Sie lieben ihn."

Die alte Frau sah das Mädchen lange forschend,

verwundert an. Sie konnte es nicht verstehen, aber der Stempel der Wahrheit lag auf den Zügen, im Ton der Stimme. „Kind, täuschest Du Dich nicht?“ sagte sie. „Mißkennst Du nicht Deine Empfindung? Du warst überrascht, als er zu Dir sprach, fasse Dich, finde Dich erst!“

Netta schüttelte immer entschiedener den Kopf. „Nein, nein,“ rief sie, „ich weiß es ganz sicher, es ist so! Ich habe immer allein für mich denken müssen im Leben, und da bin ich denn oft so hingegangen wie im Traum, wie im Finstern, und konnte mich selbst nicht begreifen. Ach, ich gab mir auch wohl nicht viel Mühe darum! Es ging so mit allen Dingen. Wenn ich aber Etwas verstand, dann war es sicher, unumstößlich. So klar, so gewiß als das, ist mir aber noch Nichts gewesen. Vielleicht kann ich es nicht richtig aussprechen. Gestern habe ich zu Frieda ganz Anderes gesagt, aber da war es mir auch noch nicht klar, und ich hätte noch gar nicht reden müssen. Im Klang liegt's mir, im Ohr, was ich empfinde, und Sebastian hat es immer gesagt, nicht das Wort, nur der Ton ist mir gegeben.“

Frau von Borken senkte sinnend den Blick. Sie

verstand es wirklich nicht, daß man ihren Reinhold nicht lieben könne, nicht lieben müsse; da fiel ihr Walther ein. „Kind," sagte sie, „liebst Du einen Anderen?"

Netta lächelte. „Einen Anderen? Nein!" erwiderte sie kurz und fest. Dann warf sie sich zu Frau von Borken's Füßen und barg ihr Gesicht in deren Schooß. „Sagen Sie es ihm," flüsterte sie, „bitte, bitte, ich könnte es ihm nicht aussprechen!"

„Kind, er würde mir nicht glauben!" sagte die alte Dame und liebkoste und küßte das bittende Mädchen.

Indem trat Reinhold ein. Erstaunt sah er die Pflegemutter, die Geliebte zu ihren Füßen, in ihren Armen; was er nicht für möglich gehalten hatte, schien geschehen, alle Hindernisse besiegt, die Thränen traten ihm in die Augen, er konnte kein Wort finden, sein Entzücken auszusprechen.

Netta klammerte sich angstvoll an Frau von Borken. „Sage es ihm!" flüsterte diese ihr zu. Netta ließ die Hand der alten Dame nicht los, aber fest und sicher stand sie aufrecht neben ihr. „Sie will es," fing sie an, „also muß es recht sein: Reinhold, ich

bin Ihnen eine Antwort schuldig geblieben. Ich habe Sie ruhig angehört und Alles überlegt. Sie haben mich einmal mit edlem Wort aus dem Staube, vom Untergang erhoben. Was ich bin, verdanke ich Ihnen, und so wird es in meinem Herzen stehen, so lange das schlägt. Fordern Sie Nichts weiter von mir, es wäre Lüge, wenn ich es gewährte — Dank hat mein Herz für Sie, wie es Anbetung hatte in kindischen Tagen, aber Liebe nicht. Das ist wahr und wahrhaftig so, und das müssen Sie mir glauben."

Reinhold, erbleichend, als traue er seinem Ohr nicht, sah erst auf das Mädchen, dann mißtrauisch auf die Tante. Die legte ihm leise die Hand auf die Schulter und sagte: „Fasse Dich, lieber Sohn, sei ein Mann. Quäle das wunderbare, liebe Mädchen nicht, das klar wie die Wahrheit vor Dir steht."

Reinhold wandte sich unwillig ab und maß das Zimmer mit großen Schritten. Zorn, Kränkung, Beschämung kämpften in ihm. „O, ich weiß," rief er, „woher das Alles. Walther's Undank, seine wahnsinnige Eifersucht brachte diese Verwirrung. Er soll mir Rede stehen. . . ."

„Walther!" unterbrach ihn Netta, und ein schmerz-

lich wehmüthiger Ausdruck flog über ihre Züge. „Er ist fort, seinem Glücke nachgejagt, was kümmert's ihn, was mich quält, was aus mir wird?“

„Und weißt Du denn nicht, daß er hier ist, daß er Dich liebt?“ rief Reinhold.

„Er kam mit mir,“ fügte Frau von Borken hinzu. „Ja, Reinhold, Du hast Recht, er liebt sie, aber so edel, so aufopfernd, ich kenne ihn, und ich werde kein Wort des Vorwurfs über ihn dulden.“

Netta stand da, wie mit Blut übergossen. „Walther!“ stammelte sie, und Thränen überströmten ihr Gesicht. „Es ist nicht möglich, er ist hier, und er . . .“

Sie konnte nicht weiter reden, und Frau von Borken trat zu Reinhold: „Lieber Sohn,“ sagte sie, „laß uns jetzt. Deine Empfindung macht Dich ungerecht, es ist Deiner nicht würdig, ihm zu mißtrauen.“

Reinhold wandte sich ab, er wollte allein sein, wollte fort, aber Netta trocknete gewaltsam ihre Thränen und rief ihn zurück. „Reinhold,“ sagte sie angstvoll, „ich habe noch Etwas auf dem Herzen, und

mir ist es, als müsse ich es jetzt aussprechen, wenn ich nur Worte dafür finde."

„Was könntest Du mir noch sagen?" fragte Reinhold bitter.

„Es könnte wie eine Mahnung klingen, die mir nicht ziemt," fuhr das Mädchen fort, „und es ist doch nur Dank. Als Sie mir vorhin ausmalten, wie unser Leben werden sollte, o, ich fühlte es wohl, daß das nur ein Traum war, aber ich dachte dabei auch an die Dinge, die Herr Barner Ihnen gestern erwiderte und die ich hören mußte, weil Frieda es wollte. Ich will es Ihnen gestehen, gestern empörte sich mein ganzer Stolz gegen Sie, und ich war nahe daran, zu vergessen, was ich Ihnen verdanke. „Bist Du nur ein willenloses Spielzeug?" dachte ich, „das er erst aus dem Staube aufhebt, das sich dann in ein Zerrbild verwandeln, andichten lassen muß, und von dem er endlich sagt: weil ich sie liebe, soll sie mein sein und mir allerlei Liebhabereien verwirklichen, als hätte ich selbst kein Herz und über mich zu bestimmen." Vergeben Sie mir die alberne Empfindlichkeit, aber, was ich in ihr gestern nicht verstand, ist mir heute klar geworden, und das gehört auch dazu, was ich

Ihnen vorhin sagte. Er, meinte ich, so klug, so gut, so begabt, so geschaffen, für sich selbst zu werden und Anderen vorzuleuchten, darf nicht sein ganes Ich an eine andere Existenz hängen, zufrieden, ihre Erfolge zu theilen, ihr Gelingen zu fördern. Reinhold, ich bin so stolz auf Sie, daß ich eine andere Stellung in der Welt für Sie verlange, und das muß ich Ihnen sagen. Sie werden schon finden, was ich meine, wenn ich es auch nur unvollkommen ausdrücken konnte. Ich habe Sie ja auch verstanden, als Sie damals sagten, meine Existenz sei meiner nicht würdig. Ach, und was war ich, Ihnen verglichen! O, könnte ich Ihnen zurückzahlen, was Sie mir damals schenkten mit Ihrem Wort!"

Reinhold senkte den Blick, die Rede des Mädchens hatte ihn getroffen, es zertrümmerte den ganzen glänzenden Zukunftsbau, den er so mühsam aufgerichtet, so freudig erträumt hatte. Er fühlte den Vorwurf, so wenig er beabsichtigt war. Netta eilte auf ihn zu. „Um Gott, zürnen Sie mir nicht!" rief sie und streckte beide Hände nach ihm aus.

„Ich zürne Dir nicht, Mädchen!" sagte er. „Es war unser Geschick, als wir uns begegneten, vielleicht

härtet es uns Beide zum Segen. Ja, Du sollst so oder anders meinem Leben nicht verloren gewesen sein!“

Ohne Abschied eilte er fort. Netta warf sich weinend an Frau von Borken's Brust. Die schüttelte leise den Kopf. „Wunderbares Mädchen!“ sagte sie vor sich hin. „Mußte ich noch in den Kreis solchen Lebens treten?“

XII.

Philippinchen hatte aus ihrem Fenster Frieda mit einer fremden Dame vorfahren sehen, sie wußte ja, was vorging, aber sie fühlte auch, daß jetzt der Moment kommen würde, in dem sie unnütz werden müßte. Die gute Alte weinte still vor sich hin, denn sie liebte Netta, und der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen, schnitt ihr durch's Herz. Empfindlich war sie aber auch, und nachdem sie eine Weile vergebens darauf gewartet hatte, Frieda oder doch Netta würden sie in das Zimmer rufen, brummte sie vor sich hin: „Nun, wenn ich überflüssig bin, können sie es ja auch allein zurecht bringen, und ich gehe meiner Wege." Es war ihr doch weniger kränkend, fort zu sein, als im Nebenzimmer ausgeschlossen und unbeachtet. Sie warf ihr kurzes Mäntelchen um, ohne das wäre sie ja nicht auf die Straße gegangen, setzte den kleinen schwarzen Hut auf und schlich

sich leise die Hintertreppe hinunter. Eigentlich wußte sie nicht, wohin sie gehen sollte, hatte sie doch keinen Bekannten in der ganzen großen Stadt. Da fiel ihr die Wirthin ihrer ersten Wohnung ein, und an die beschloß sie sich zu wenden, nicht um ihr die große Neuigkeit mitzutheilen, nein, Philippinchen war discret, aber um nicht so bei Seite geschoben zu Hause zu sein. Philippinchen kannte sich noch immer nicht aus in der Stadt. Alle zehn Schritte fragte sie einen Vorübergehenden nach der Richtung, und an jeder Straßenecke ging sie fehl. Sie war nun schon eine halbe Stunde umhergelaufen und wieder einmal ganz rathlos. „Ach, um Vergebung," redete sie einen Herrn an, der vor ihr herging und den sie am Aermel zupfte, „wo komme ich wohl . . ."

Sie redete nicht aus, denn als der Herr sich wandte, schrie sie auf: „Herr Gott, der junge Mensch! Walther, in aller Welt, wie kommen Sie aus dem Italien wieder hierher?"

Walther war die Begegnung nicht recht, aber die kindische Freude der Alten überwand schnell seine peinliche Empfindung. Sie fragte auch nicht weiter, wie es käme, daß er hier sei, denn einestheils sah sie sich

so glücklich von der Angst des Verirrtseins befreit, anderentheils drückte ihr die große Neuigkeit das Herz ab, und es war ihr ordentlich eine Erleichterung, daß sie dieselbe aussprechen konnte.

„Denken Sie, Walther," rief sie, „die Netta heirathet, heirathet einen vornehmen, reichen, hübschen Mann, wird Frau Baronin, und mit der Singerei wird es dann wohl ein Ende haben!"

„Also ist Alles entschieden!" sagte Walther und wurde leichenblaß.

„Sie wußten wohl am Ende schon um die Geschichte?" nahm Philippinchen wieder das Wort. „Ja, heute Morgen ist die Ansprache gewesen, das Mädchen war ganz aufgelöst vor Rührung, und daß Etwas mit ihr los war, hatte ich schon seit mehreren Tagen verspürt. Aber sie sagt Einem ja Nichts, sie ist immer so heimlich, und ich konnte nicht wissen, ob's nicht um die Singerei wäre. Ja, seit Sie fort sind, Walther, und der Hanswurst, habe ich recht einsame Tage. Jetzt ist unsere junge, gnädige Frau, die Frieda, da und noch eine andere alte, unansehnliche Dame . . ."

„Frau von Borken!" rief Walther.

„Frau von Borken? am Ende seine Mutter," fuhr Philippinchen fort. „Nun, damit bringen sie ja wohl Alles in Richtigkeit, denn der alte Herr Barner ist auch in der Stadt, und wenn der kommt, passirt Etwas, denn unnütz macht der sich keine Reisen."

Walther ließ sie weiter plaudern, hörte schweigend an der Alten Verwunderung, Freude, etwas Kränkung dazwischen, alle ihre unklaren Gedanken, wie das nun werden würde, und er war zufrieden, daß er selbst Nichts dabei zu sagen brauchte. Es war nun erreicht, was er in edelstem Selbstvergessen gewünscht, befördert hatte, auch die Pflegemutter schien besiegt, und er konnte sich sagen, daß das sein Werk sei. Netta war glücklich, und wenn es ihm auch schwer wurde, Reinhold ein Glück zu gönnen, das ihm das höchste der Welt schien, so hatte er doch so männlich gekämpft, glaubte sich überwunden zu haben, und doch, dieser Augenblick zeigte ihm wieder, wie sein Herz blutete.

Philippinchen drängte ihn, er müsse mitkommen zur Netta, die ja doch so zu sagen seine Schwester sei. Das schien ihm fast über seine Kräfte zu gehen, aber er sah ein, daß er sich dem nicht entziehen könnte, ohne sein Geheimniß, das nur Reinhold theilte, zu

verrathen. „Nun denn, auch das noch,“ dachte er und folgte Philippinchen.

Netta war allein. Frieda hatte Frau von Borken abgeholt. Sie fühlte sich befreit von schwerer Angst, frei wie das Vögelchen, das sich verflog in ein glänzendes Gemach, nach der Todesangst des Gefangenseins endlich das geöffnete Fenster wiederfindet, durch das es einschlüpfte, und sich nun so hoch in die Luft erhebt, als die Flügel es tragen, als müßte es sich überzeugen, daß es nicht mehr gefangen sei. Aber das Herz pocht noch immer, und der Flug bleibt noch eine Weile unsicher, selbst um den heimischen Ast. Auch Netta fühlte sich herausgerissen aus der festen Gewohnheit ihrer Tage. Dazu wollte ihr Walther nicht aus den Gedanken kommen. Reinhold in dem Aufbrausen der Erregung hatte gesagt, Walther liebe sie, Frau von Borken's milde Ruhe hatte das bestätigt. War es denn möglich? Sie rief alle die letzten Stunden ihres Zusammenseins in's Gedächtniß zurück, sein Fortbleiben ohne Abschied, die letzte Unterredung erschien ihr nun auf einmal in ganz anderem Lichte. War es denn ihr Geschick, von einer Verwirrung in die andere gestürzt zu werden? Aber die

Angst der letzten Tage bei der Werbung Reinhold's empfand sie nicht mehr, beruhigend, eine Hoffnung war ihr der Gedanke an den Freund der Kindheit.

Da öffnete sich halb die Thür, und Philippinchen steckte den Kopf hinein. „Bist Du allein, Netta?" fragte sie, aber sie wartete die Antwort nicht ab, denn ein Blick durch's Zimmer hatte sie ihr gegeben. „Rathe einmal, wen ich bringe," fuhr sie fort.

Netta war aufgesprungen. „Philippinchen," rief sie, „ich kann, ich will jetzt Niemanden sehen!"

Die Alte hatte aber die Thür schon weit aufgerissen, und Walther und Netta standen sich gegenüber.

„Walther!" rief Netta, aber es lag Ueberraschung, Verwunderung, Unsicherheit in dem Ton, nicht die unbefangene Freude, mit der sie ihn sonst zu begrüßen pflegte. Dem jungen Manne schien das wie eine Erleichterung. Es wäre ihm schwer geworden, in den früheren Verkehr geschwisterlicher Freundschaft einzugehen. Er konnte nun kurz sein und der Abschiedsgruß für's Leben sich gleich dem ersten Händedruck des Wiedersehens anschließen.

„Ich komme, das Lebewohl nachzuholen, das mir die Hast meines Fortgehens aus der Residenz unmöglich machte," sagte er so ruhig, als er es vermochte. „Ich lasse Dich beglückt zurück, und die Sorge um Deine Zukunft ist von mir genommen."

Netta heftete einen forschenden, durchdringenden Blick auf ihn, vor dem er das Auge senkte. Sie horchte dem Klange seines Wortes nach, ob nicht eine Empfindung sich in ihm verriethe, der sie noch nicht glauben wollte. Aber seine Züge, wie bleich auch, waren ruhig, sein Wort fest.

„Komm, Walther," sagte sie, „erzähle mir, weßhalb Du so plötzlich fortgingst, und wie es kommt, daß Du nicht in Italien bist, wohin Deine Sehnsucht Dich trieb."

Sie hatte seine Hand ergriffen und zog ihn auf einen Stuhl zu ihrer Seite.

„Ja, Walther, das möchte ich auch wissen," fügte Philippinchen hinzu, „und Sie werden doch nicht auch Heimlichkeiten vor mir haben wie andere Leute."

Walther wollte es ihr abschneiden, Netta, die tief erröthet war, Vorwürfe zu machen, und wagte selbst

so wenig das Gespräch auf Reinhold zu lenken, daß er schnell einfiel:

„Es war so einfach, meine Arbeit hier war fertig, da kam meine Stiefmutter in höchster Noth. Ich mußte ihr doch, im Andenken an meinen Vater, mit dem Reisegelde heraushelfen und nun so schnell als möglich die erste Arbeit wieder ergreifen, die sich mir bot. Du warst damals so beschäftigt — und da ich in der Nähe blieb — konnte ich den Abschied ja immer noch nachholen — und das thue ich jetzt."

Netta schwieg eine Weile. „Weßhalb kamst Du nicht zu mir?" fing sie an. „Der Theater=Agent bietet mir einen glänzenden Contract über den anderen, wir haben hier schon mehr als wir gebrauchen, denn man hat mir viel Geld gezahlt für die letzten Rollen . . ."

„Das ist wahr!" fiel Philippinchen ein. „Ich dachte, ich träumte, als sie es ihr hier auf diesem Tisch aufzählten. Alles blankes Geld, den ganzen Tisch voll . . ."

„Laß doch, Philippinchen," fing Netta wieder an. „Wenn ich in Noth gewesen wäre, und Du hättest mir helfen können, zu Dir wäre ich gekommen,

Walther, und hätte Deine Hülfe angenommen, ohne zu meinen, es sei ein Almosen."

Walther wurde dunkelroth und senkte den Blick. „So lange ich mir noch selbst helfen kann," sagte er, „darfst Du mir nicht zumuthen, daß ich, selbst Deine, Unterstützung nachsuche. Ueberdies wirst Du nicht lange beim Theater bleiben und verdienen und kannst nicht mehr allein verfügen über das, was Dir gehört."

Netta stand auf. „Wie meinst Du das?" fragte sie. „Ich bin niemals freier gewesen, als in diesem Augenblick, über mein Thun und Lassen zu bestimmen."

Walther sah sie mit großen Augen verwundert an.

„Mein Bruder wolltest Du sein," fuhr Netta fort, „das hattest Du mir feierlich versprochen. Ist das die rechte Geschwisterliebe, die nur geben will und zu stolz ist zu empfangen? Ich weiß durch den Theater-Agenten, denn dem hat es Gründler ausgeplaudert, daß Du Deiner Stiefmutter Geld schenktest, aber ich wußte nicht, daß Du Alles hingabst. Jetzt verstehe ich erst, weßhalb Du es thatest und die Sehnsucht Deines Lebens, nach Italien zu gehen, aufopfertest. Sie

wollten zu mir, ich sollte einen Contract machen, wie ihn der Mann wünscht, und dafür wollte er den Beiden wieder auf die Beine helfen, und das wolltest Du nicht leiden. Antworte mir, ist's nicht so?"

„Und wenn das wäre?" fuhr Walther auf. „Konnte ich nicht mit meinem verdienten Gelde machen, was mir das Liebste war?"

„Ich aber nehme Nichts an von Jemandem, der von mir Nichts nehmen will," sagte Netta, „wie ich zu dem, der Heimlichkeiten vor mir hat und doch Aufrichtigkeit von mir verlangte, kein Vertrauen habe. Ihr habt Alle über mich verfügt, ohne mich nur zu fragen, als ob ich so denken und empfinden müßte, wie Ihr Euch einbildet. Es ist vielleicht zum Guten ausgeschlagen, denn ich habe endlich gelernt, mir selbst klar zu werden und für mich selbst zu denken. Das Geld aber, mit dem Du mich von Gründler und dem Agenten freikauftest, schulde ich Dir und kann es zurückzahlen."

Sie wollte an ihr Pult gehen, aber Walther trat ihr in den Weg.

„Ist es wahr, Netta," fragte er, „was Philip-

pinchen mir sagte, daß Du die Braut Reinhold's, des Freiherrn von Borken, bist?"

Netta schwieg, und Philippinchen verschwor sich hoch und theuer, der Herr Freiherr hätte es ihr selbst gesagt, da in der Thür sei er gestanden, und sie hier, und Netta hätte es gar nicht geläugnet.

„Walther!" fing Netta endlich an, „Du hast mich einmal gefragt und dabei das Recht des Bruders angerufen, ob ich Reinhold liebe. Ich habe Dir damals mein ganzes Empfinden klar gelegt, wie ich es selbst verstand, Du aber hast mir verschwiegen, daß Du mich nicht als Bruder fragtest. Ich will Dir Nichts desto weniger auch heute noch antworten, wahr und einfach: Ich bin frei. Die halb kindische Phantasieliebe, mit der ich die Erinnerung an Reinhold Hillmar zu empfinden glaubte, liegt hinter mir, den wirklichen Reinhold liebe ich nicht, und wie könnte ich die Braut sein eines Mannes, den ich nicht liebe?"

Ueber Walther's Gesicht strahlte ein Ausdruck von Glück, von Seligkeit, der beredter war, als alle Worte hätten sein können. Er machte einen Schritt auf das Mädchen zu, aber sie wies ihn mit der Hand zurück.

„Kein Wort, Walther!" rief sie, „nicht jetzt, nicht

heute. Aber Deinen Rath, Deine Unterstützung erbitte ich mir, wie ich sie vor einigen Monaten erbeten hätte. Begleite mich zum Agenten, ich will einen Contract mit ihm abschließen."

„Und heirathen willst Du nicht, Netta?" rief Philippinchen.

„Nein!" erwiderte das Mädchen, indem sie den Hut aufsetzte und den Mantel umnahm, „und Du bleibst bei mir, Philippinchen, wohin ich auch gehe. Versprichst Du mir das?"

Philippinchen fiel ihr weinend um den Hals. „Ach Gott!" schluchzte sie, „an mich hatte ich ja noch gar nicht gedacht, und jetzt erst fällt mir ein, was aus mir hätte werden sollen. Aber Du thust es doch nicht etwa meinetwegen? Netta, solche schöne Offerte . . ."

Netta war schon aus der Thür, und Walther folgte ihr. Er verstand das Mädchen nicht, aber doch hatte er ein Gefühl von Glück im Herzen, wie noch nie im Leben. Er dachte nicht mehr an Italien, nicht mehr an den eigenen Künstlerberuf, weil er überhaupt in dem Augenblicke nicht an sich dachte, sondern nur an Netta, die ihm so erhaben, so un-

nahbar, so unbegreiflich vorkam, und die er doch von heute erst recht zu lieben meinte.

Reinhold hatte sich mit Barner in dessen Zimmer eingeschlossen. Ganz gebrochen war er zu dem Freunde gekommen, gekränkt, verzweifelnd an Allem. Barner hatte ihn ruhig ausstürmen lassen. Dann hatte er versucht, ihm neue Pfade für die Zukunft zu zeigen. „In solcher Stunde bauen sich unsere Geschicke, wächst unsere Kraft!“ hatte er gesagt. „Ihnen, lieber Freund, war bisher das Leben zu leicht, zu vorbereitet gewesen!“ Reinhold fuhr auf, stets auf's Neue, aber die Freundschaft, die Erfahrung, das väterliche Wohlwollen besänftigten ihn immer mehr. Als die Männer spät zu Frau von Borken und Frieda kamen, war Reinhold bleich, aber ruhig. Er legte der Tante seine Plane für die Zukunft, die Wahl seines Berufes vor, aber er blieb dabei, daß er den Namen seines Vaters wieder allein führen wolle. Sie hörte ihn ruhig an und sagte nur: „Meinem Herzen bleibst Du doch, und seit heute erst recht, der Sohn. Damit bin ich alt geworden, und ich verstehe nur das ganz, worin ich mein Leben hinbrachte. Du wirst nichts Unwürdiges, nichts Unedles ergreifen, das weiß ich.“

Indessen waren Netta und Walther bei dem Agenten gewesen. Die junge Sängerin hatte einen glänzenden Contract abgeschlossen für ein kurzes Engagement, für eine Reihe von Gastspielen. Alles nur auf ein Jahr, für länger wollte sie sich nicht binden, und sie setzte auch durch, daß damit alle ihre Verbindlichkeiten dem Agenten gegenüber gelöst seien. Einen nicht unbedeutenden Vorschuß ließ sie sich sofort zahlen. Sie war so bestimmt und sicher, daß alle Einwendungen zusammenbrachen.

Als sie den Agenten verlassen hatten und zu Netta's Wohnung zurückgingen, sagte das Mädchen ganz ruhig zu Walther: „Du weißt nun, was ich für mich beschlossen habe für das nächste Jahr. Wohin willst Du gehen, was wirst Du ergreifen?"

„Netta," sagte er, „wohin Du gehst, gehe ich auch! Quäle mich nicht. Du mußt mich verstanden haben. Ich liebe Dich mehr als die Welt und kann nicht mehr von Dir lassen."

Netta erröthete. „So hatte er Recht," flüsterte sie, „als er mir sagte, Du liebtest mich. Seine Mutter hatte es auch erkannt, nur ich war blind, weil ich überhaupt wie im Finstern hintappte. Aber dringe

nicht in mich. Heute kann ich das Opfer Deiner Lebenswünsche, Deines Berufes nicht annehmen. O, ich weiß es ja, wie Du Deine Kunst liebst, und könnte Dich deßhalb beneiden, denn mir bleibt das Theater zuwider, ob es mir gleich jetzt Erfolge verspricht, wie ich mir nie geträumt hätte."

„Und doch hast Du Dich ihm wieder verpflichtet!" rief Walther.

„Ich habe das so beschlossen," nahm sie wieder das Wort. „Jetzt, in dieser Stunde, nehmen wir Abschied wie Geschwister, frei Jeder, und Jeder treu strebend, ernst arbeitend mit den Anlagen, die Gott ihm gegeben. Wenn das Jahr vorüber, geben wir uns Rechenschaft, was wir erreichten, was wir empfinden, was wir uns opfern können. Ich weiß, daß ich auf Dich bauen kann, Du mußt das auch von mir wissen."

„Netta," rief Walther schmerzlich, „ein Jahr von Dir getrennt, ich ertrüge es nicht!"

„Was erträgt man nicht mit der Hoffnung im Herzen!" sagte sie. „Und ich verlange noch mehr von Dir, die erste Probe Deiner Liebe. Nimm dieses

Geld, ich brauche es nicht und habe es mir nur für Dich geben lassen. Geh' nach Italien!"

Walther zauderte lange mit gesenktem Blick, dann faßte er sich und nahm die Brieftasche, die sie ihm reichte.

„O, nun weiß ich, daß Du mich liebst!" rief Netta, und die Freude strahlte über ihr Gesicht. „Und nun lebe wohl!"

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie fest und ohne Zittern. Einen Blick tauschten sie noch, aber er kam aus tiefstem Herzen.

Dann ging Netta allein in ihre Wohnung zurück.

Walther überlegte, aber mit der Zuversicht des Glückes in der Brust.

Eine Stunde später erhielt Frau von Borken einen Brief von Walther, in dem er einfach meldete, er sei nach Groß-Borkstaedt abgereist, um keine Stunde zu verlieren, die versprochene Arbeit zu vollenden.

Eine Schuld zurück zu lassen in der Heimath, hätte er nicht vermocht.

Die alte Dame kam ihm schon am anderen Tage nach. Sie brachte ihre ganze Zeit bei dem jungen Manne zu, wenn er arbeitete, unbeirrt durch Karl

Poltel's Verstimmung und hingeworfene Worte. Die nothwendigen Augenblicke der Muße verlebte Walther in ihrem Zimmer, in dem nicht das Geringste verändert war seit dem Tage, an dem wir es mit Reinhold zum ersten Mal betraten.

Der milde Einfluß einer Mutterliebe übte seinen Segen auf das bis dahin so verwaiste Künstlergemüth.

Nach kaum zwei Wochen unermüdlicher Arbeit drückte Frau von Borken den jungen Freund weinend zum Abschied an die Brust. Wenige Tage darauf wanderte er über den in Eis und Schnee starrenden Gotthardt, dann die Straße bergab, aufjubelnd, als das Land seiner Sehnsucht sich vor ihm ausbreitete, mit jedem Schritt seliger in dem Glücke, daß die Sonne Italiens auf ihn glühte, und doch bewußt, daß sein Lebensglück ihm in der Heimath bewahrt bleibe. —

Etwa fünf Jahre, nachdem wir unsere Freunde verlassen haben, erhielt Barner nachstehenden Brief von Reinhold:

„Rom, 20. September 1871.

Was werden Sie sagen, lieber Freund, daß Sie, anstatt eines Anmeldebriefes, der Ihnen einen Besuch für den größten Theil der Herbstferien in Aussicht

stellen sollte, so lange mich nämlich meine gute Tante Borken freiließ (und Sie und die Ihrigen sind die Einzigen, denen Sie mich gönnt), wieder einen Brief aus dem ewigen Rom, dem Orte meiner beständigen Sehnsucht, erhalten?

Es war nicht allein die alte Wanderlust, die ohnehin jetzt meine Vorlesungen auf engeres Maß beschränken, die mich hierher trieb, es waren einige nothwendige Studien an Ort und Stelle, die ich für die Ueberarbeitung und zweite Auflage meiner Geschichte der Skulptur in Rom während der Kaiserzeit machen mußte. Der Verleger drängt, und während des Wintersemesters, in dem ich noch publice über die Sophoklei'schen Tragödien und ihren Einfluß auf die dramatische Literatur aller Zeiten zu lesen beabsichtige, wird mir wenig Muße bleiben. Ich faßte also einen schnellen Entschluß und reiste mit dem Schluß der letzten Vorlesung ab. Und nun genieße ich wirklich Ferienglück, die Freude an der Freiheit, die nur in dem gesegneten Zwange des Berufes möglich ist. Wie Recht hatten Sie, lieber Freund, und wie erkenne ich das jetzt! Der Mann bedarf des Berufes.

Soll ich wirklich dabei bleiben, daß mich nur Fach-

studien oder die egoistische Lust, die geliebte classische Luft wieder zu athmen, hierherzogen? Sie wären gut genug, es mir zu glauben, und schon deßhalb möchte ich es um so weniger aussprechen. Nein, stärkerer Magnet war eine Einladung unserer Freunde, oder vielmehr eine Antwort auf eine halbe Anmeldung meinerseits. Ich lege Ihnen den Brief ein, sei es auch nur zum Spotten für Georg oder zur Belustigung für Rob und Georgi, aber Ihnen ist er anvertraut, und ich hole ihn mir selbst ab.

Zur Erklärung: Ich stellte also mein Kommen in Aussicht und bat, mir eine bescheidene Wohnung in der Nähe der Freunde zu besorgen. Darauf kam dieser Bogen, illustrirt von Walther, mit Antonien's Zeilen. Oben soll der Jubel der Familie über meinen Brief dargestellt sein. Der Maler, der Pinsel und Palette in die Luft wirft; Philippinchen, die mit ihrer Haube schwenkt; die Nachtigall, die mit den Flügeln schlägt und aus deren Schnabel (oder müßte ich Kehle sagen?) das Wort ‚Willkommen‘ sich in allerlei Verschlingungen herauswindet, und daneben die kleinen, kaum flügge gewordenen Vögelchen, die auf einem Bein tanzen.

Auf der zweiten Seite ist eine wirklich meisterhafte Skizze des kleinen Häuschens auf dem Monte Pincio, das die Freunde bewohnen. Es liegt die Luft Italiens darüber, und ex ungue leonem, das kleine Bildchen ist mir lieber als manche wandgroße Landschaft auf unseren Ausstellungen.

Zum Schluß kommen die Empfangsvorbereitungen im Innern des Häuschens. Die Nachtigall mit der Küchenschürze am Heerd wäre eines Kaulbach würdig, denn sie ist ähnlich, freilich von einer Aehnlichkeit, die sich nur der Gatte erlauben konnte. Philippinchen, die den Kopf verloren hat (er liegt auf dem Treppenabsatz) und ihn mit der Brille in der Hand sucht, und der Hausherr, der meine zwei Zimmer im oberen Stock einrichtet. Da muß ich nun freilich gleich hinzufügen, daß Netta eine Ordnung in diese Unordnung, und Philippinchen Sauberkeit in die Schmiererei gebracht hat.

Sie sehen nun gleich, wie wir hier wohnen, leben, wo wir essen und wie Walther's Studio liegt, und wer mitten zwischen uns lebt in allen Gesprächen, das sind natürlich Sie, die Tante, Frieda und Georg, der auf diese Manier, wenn auch nur in Gedanken, in

einer echten römischen Künstlerwirthschaft seinen Platz findet. Aber ernsthaft, er würde sich hier wohl fühlen. Glück, Naivetät und Genügsamkeit der edelsten Künstlernaturen, der Reichthum der Schaffenskraft, Alles eint sich bei diesen vortrefflichen Menschen. Antonien's Brief zwischen den Illustrationen brauche ich nicht zu commentiren. Ich wüßte Ihnen wirklich kaum noch Etwas über die Freunde hinzuzufügen. Walther ist sehr geschätzter Landschafter, geliebt von aller Welt, bewundert, namentlich von den Frauen, denn er ist in der That bildschön geworden, und alle Welt nennt ihn den bello pittore tedesco wobei ich nur nebenbei erwähnen will, daß das „tedesco" seit dem vergangenen Jahre oft durch prussiano vertauscht wird, was das Ansehen des beliebten Künstlers noch vermehrt hat. Er läßt es sich übrigens mit Stolz gefallen, Preuße genannt zu werden, wenngleich es ihm, dem Süddeutschen, eigentlich nicht zukommt. Er meint, das hieße nur, daß die Schranken der deutschen Stämme gebrochen wären.

Netta ist mit der Liebenswürdigkeit, die nur das Glück giebt, die prächtigste Hausfrau, freilich eine Künstler-Hausfrau, und Philippinchen hat Recht, wenn

sie behauptet, manchmal ginge es nicht ohne sie. Die Nachtigall vermißt die Bühne gar nicht, im Gegentheil. Sie singt nur noch im eigenen Nest, da aber herrlich, mit unwiderstehlicher Gewalt. Im vergangenen Jahre hat sie einmal öffentlich für unsere deutschen Verwundeten gesungen, und man hat ihr das Haus gestürmt mit Anträgen für die Bühne. Sie hat freilich Nichts davon wissen wollen. Seitdem spricht man aber nicht allein von der Schönheit des Gatten, auch von der Stimme der Frau.

Die Kinder sind ein paar allerliebste, urkomische Kobolde, die allerlei Unfug anstellen und von Philippinchen, die sie nebenbei vergöttert, fortwährend gescholten werden. Ueberhaupt schilt die Alte jetzt viel und ist beständiges Stichblatt für Walther's Neckereien. Sie findet Italien abscheulich und kann immer nur zwei Worte Italienisch. Walther hat nämlich angeordnet, um ihr die Sprache beizubringen, daß sie jeden Tag ein Wort lernt; da sie aber das von vorgestern stets wieder vergessen hat, bleibt der Bestand von zwei Worten unverändert.

Was soll ich von mir hinzufügen? Ich lebe sonnige Tage für Geist und Herz, im reichen Em-

pfangen und Erwidern edelster, beglückendster Freundschaft. Um mich das deutsche Haus, über mir der Himmel Italiens. Ich werde noch mehr Heimweh nach Rom in mein Studirzimmer zurückbringen. Und doch freue ich mich auf meine Vorlesungen, die ich in drei Wochen eröffne. Jeder legt seinen Gruß noch einzeln bei. Auf der Rückreise komme ich, wenn auch nur flüchtig, zu Ihnen und zu der Tante. Freuen Sie sich ein wenig darauf, denn ich bringe viel mit, für Jeden Etwas, im Koffer, im Kopf und im Herzen.

Der Ihrige
Reinhold Hillmar,
Dr. et professor ordinarius."

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.